

Abonnements-Bedingungen:

Abonnements-Preis pränumerando: Vierteljährlich 3,50 M., monatlich 1,10 M., wöchentlich 28 Pf., frei ins Haus. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntagsnummer mit illustrierter Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ 10 Pf. Postabonnements: 1,10 Mark pro Monat. Eingetragen in die Post-Zeitungs-Verzeichnisse. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 2,50 Mark, für das übrige Ausland 4 Mark pro Monat. Postabonnements nehmen an Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Luxemburg, Portugal, Rumänien, Schweden und die Schweiz.

Ersteinst. Hgld.

Vorwärts

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69. Fernsprecher: Amt Morinplan, Nr. 1983.

Montag, den 19. Januar 1914.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69. Fernsprecher: Amt Morinplan, Nr. 1984.

Säbel und Paragraphen.

Kein Gerichtsherr hat es für nötig gehalten, gegen die Straßburger Urteile mit ihren mehr denn skandalösen Freisprüche Berufung einzulegen, die Reuter, Schad und Forstner sonnen sich in ihrem Triumph, und auch bei den ostelbischen Junkern will das Triumphieren kein Ende nehmen. Was sie durch den Mund des Herrn v. Jagow und durch das Sprachrohr ihrer Presse den Kriegsgerichten vorgelesen, ist prompt geschehen, und auch der Herr von Seydebrand, der mit dem klassischen Bewußtsein: „Ich weiß den Himmel zum zu machen!“ am Donnerstag das Dreiklassenparlament betrat, kann sich eines vollen Erfolges freuen: Herr v. Bethmann-Sollweg ist zahm gemacht, und es müßte schier mit übernatürlichen Dingen zugehen, wenn er bei der Beantwortung der zweiten Zaberner Interpellation gegen den Stachel des Junkertums leden wollte. Aber trotz dieser unheimlich klaren Sachlage blüht für die Liberalen wieder ein Hoffnungsfrüchtchen auf: die bittere Pille, daß die Straßburger Freisprüche Rechtskraft erlangt, wird ihnen eingewickelt in norddeutsches allgemeines Zeitungspapier, auf dem zu lesen stand, daß eine „Nachprüfung“ über den Waffengebrauch des Militärs eintreten solle. Und die Kinder, die hören es gerne!

Statt fest den Fuß beim Male zu halten, ist ja in der ganzen Krise, die nur zufällig von Zabern aus sich über das Reich verbreitete, die Halbtagsgarde des unentwegten Liberalismus zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin- und hergelaumelt. Als der brutale Trommelwirbel auf dem Zaberner Schloßplatz rasselte und sich ruhigen Bürgern der schwarze Schuß des Pandurenkellers aufstaut, da schlugen Schimmelig, Schwächlich und Bullenkalf mit der Faust auf den Tisch und schwärmten, daß sie es diesmal den Machthabern schon zeigen wollten, und wirklich! als im Parlament der Reichskanzler so kläglich auftrat und der Kriegsminister so härbeilig, da standen unter dem Mißtrauensvotum, das der Regierung ausgestellt wurde, auch die Namen Schimmelig, Schwächlich und Bullenkalf. Aber dann leuchtete durch die Wolken die Sonne von Donaueschingen, und es ward, wie es der Urberliner Satiriker Gasbrenner schon einstens verhöhnte:

Die Finschgauer haben eine Revolution gemacht! Zuchhe! Und gleich darauf ihrem König ein Vivat gebracht! O weh!

Denn da man herausräffeln wollte, daß Wilhelm II. auf der Seite der Zivilgewalt stehe, spann sich der Liberalismus wieder in seine Vertrauensseligkeit ein, die Vorkämpferlein mühten sich eifrig, die wahre Bedeutung so eines kleinen Mißtrauensvotums abzuleugnen, und als gar dem Sieger von Dettweiler, dem Leutnant v. Forstner, ganze dreißig Tage Gefängnis aufgebremmt wurden, da hätte der brave Liberale sein rostige Helmbüchse befriedigt in die Erde gelehnt, wenn nicht die Junker ihm gar so bedrohlich vor der Nase herumgefuchelt wären. Die Freisprüche, klatschende Ohrfeigen in das Gesicht des ganzen deutschen Volkes, brachten dann selbst die nationalliberalen Nachwächter wieder ein wenig auf die Beine, aber der Entrüstungsturm rauschte doch weit schwächer als im Dezember, und die Tadelsworte über die Unfähigkeit der Militärrichter, dem Volksempfinden Genüge zu leisten, wurden übertönt von der kostbaren Mahnung der „Aölnischen Zeitung“, die Bürger sollten sich nicht „durch örtliche Zwischenfälle in einer kleinen Garnison die Freude an ihren beiden höchsten Gütern, ihrer bürgerlichen Freiheit und ihrem Volksthum, verderben lassen“. Unter den Falkenhayn, Deimling und Reuter ein Volksthum? Die bürgerliche Freiheit im Pandurenkeller? O Schimmelig, Schwächlich und Bullenkalf!

Darum greifen dieselben Herrschaften jetzt nach der Verheißung des Kanzlerblattes über die „Nachprüfung“ der Waffengebrauchsvorschriften wie der Ertrinkende nach dem Strid, Nationalliberale mit Fortschrittler suchen auszuklügel, wie man gefesselt den hanenden Säbel durch Paragraphen fesseln könne, und selbst die fortschrittlichsten Fortschrittler versichern treuherzig, jetzt, da die Konservativen ihre erprobtesten Sturmböcke gegen den Kanzler anrennen ließen, könne ein echter liberaler Mann unmöglich auch dem Leiter der Reichsgeschäfte in den Rücken fallen. Nun ist es zweifellos ein schönes und auch nützliches Ding, durch deutliche Gesetzesvorschriften das Einschreiten des Militärs bei „inneren Unruhen“ festzulegen, aber sich darauf beschränken, heißt aus dem großen Machtkampf einen Streit um eine Polizeiverordnung machen. In die Wurzel des Übels rührt man mit Paragraphen nicht, und diese Wurzel des Übels ist einmal die „Kommandogewalt des Kaisers“ und zum zweiten die soziale Zusammenfassung, das will sagen: die Verjunkertung des Offizierskorps.

Zu welchem glorreichen Ende hätte es geführt, wenn der Oberst v. Reuter und der Leutnant v. Schad, auf eine schnelle Begnadigung hoffend, für zwei oder drei Monate auf Festung gewandert wären? Solange Wilhelm II. der „oberste Kriegsherr“ ist, der den Belagerungszustand von sich aus verhängen kann, und solange im Offizierskorps der Geist des Staatsstreichts herrscht, der nichts nach Recht, Gesetz und Verfassung fragt, sobald der Befehl von oben erschallt, solange wird an dem tatsächlichen Stand der Dinge durch tausend Paragraphen nichts geändert. Kaiser- und Junkerheer oder Parlaments- und Volksthum heißt hier das letzte Wort, und nur in einem unerbittlichen Machtkampf, bei dem Alles an Alles gesetzt wird, kann ein Zustand geschaffen werden, der ein neues Zabern unmöglich macht.

Früher durchschauten auch die deutschen Liberalen diesen Zusammenhang, erkannten, daß die „Kommandogewalt des Kaisers“ die Verfassung in ein wertloses Blatt Papier verwandele, das jeden Augenblick auf die Bajonnette gespießt werden konnte, und forderten deshalb, daß das Heer auf die Verfassung vereidigt werde. „Die kluge Lehre von der Teilung der Gewalten“, schrieb noch in den Tagen des preussischen Verfassungskonflikts der Achtundvierziger Ludwig Simon, „ist eitel Theorie. In der Wirklichkeit stellt sich die Sache so: entweder sitzt die letzte entscheidende Kraft in der Krone oder sie sitzt im Volke und dessen Vertretung.“ aber schon fünfundsiebzig Jahre später verfocht Ludwig Lamberg, auch ein Achtundvierziger und keiner der schlechtesten Liberalen, jene „kluge Lehre von der Teilung der Gewalten“ und warnte davor, „einen Gedanken der Spaltung oder gar des Widerspruchs hineinzujonken zwischen diese beiden lebendigen Träger des deutschen Staatslebens in seiner höchsten Potenz“, nämlich zwischen Kaisertum und Reichstag! Heute nach abermal fünfundsiebzig Jahren ist den Liberalen allerdings das Mark in den Knochen ausgehörrt, und während sie sich über die „bürgerliche Freiheit“ unter dem Schutz des herrlichen „Volksthum“ freuen, erschauern sie in abergläubischer Ehrfurcht vor der „Kommandogewalt des Kaisers“ und, wenn ihnen der Kriegsminister dieses Wort wie einen Fetisch entgegenhält, so verneigen sie sich vor dem ersten besten Schilderhaus und schlagen vor Ehrfurcht mit der Stirn auf die Schwelle des nächsten Kasernentores, daß es gar dumpf dröhnt.

Aber auch die entschlossensten deutschen Liberalen haben immer nur die Entschlossenheit zur passiven Resistenz und nie den Mut zum kühnen Angriff. Der wackere Demokrat Franz Ziegler, der doch über die Kopich und Wiemer, Fischbeck und Pachnide hinausbrachte wie eine Eide über Krüppel, und Kleinholz, brauchte einmal in einer Rede vor seinen Breslauer Wählern in vorbildlichem Sinne folgendes Gleichnis: „Die Sage erzählt von einem Dänenfürsten Harald, daß er einem angelsächsischen Bauern, einem Deutschen, sein Land wegnehmen wollte; der Bauer stand auf seinem Grund und Boden und sagte: Herr, der Aker ist mein. Der Fürst ward darüber aufgebracht und ritt den Bauer nieder. Der Bauer stand wieder auf und sagte: Herr, der Aker ist mein. Dreimal ritt ihn der Fürst nieder, und als er sich zum drittenmal mit Blut und Staub bedeckt erhob, wiederholte er ruhig: Herr, der Aker ist doch mein! Da erbarmte sich das Pferd des Landmannes, es wollte nicht mehr an den Menschen und der deutsche Bauer war gerettet.“ Diese duldende Fähigkeit eines Stehaufmännchens ist also vorbildliche liberale Standhaftigkeit.

Wir sind etwas anderer Meinung. Wenn die junkerlichen Stegreifritter daher gesprengt kommen, um den Aker der Volksthum zu zerstampfen, wollen wir uns nicht erst niederreiten lassen, sondern Mann und Roß so derb in die Zähne fahren, daß sie das Wiederkommen vergessen.

Preußentag.

Ein vor einigen Monaten gegründeter „Preußenbund“ veranstaltete gestern (Sonntag) unter Ausschluß der Öffentlichkeit einen „Preußentag“. Man suchte sich das richtige Lokal dafür aus und tagte in der Burg des Dreiklassenwahlrechts. — Doch nicht etwa im großen Saal, der natürlich auch gern für diese Herrschaften hergegeben worden wäre, sondern im Saal der Budgetkommission, denn er reichte völlig aus, um die Massen des empörten „preussischen Volkes“ zu fassen.

Wie ein Preußentag verlief, an dem ausschließlich erprobte Konservative unter der Führung so bewährter Volksmänner wie der Landtagsabgeordneter v. Dehdebrand, Graf v. d. Groeben, v. Kessel usw. teilnahmen, kann man sich denken! Es hagelte Schimpfereien auf den Reichstag, das Reichstagswahlrecht, die Demokratie — aber das Volk haben diese Privilegienritter natürlich immer auf ihrer Seite! Zwei ohne erschütterlichen Grund auf den Pensionatsfonds übernommene Generale, v. Brohm und Rogge, konnten sich im Offizierskasinon nicht genug tun. Der Heros dieser ostpreussischen Leute ist selbstverständlich der Kriegsminister v. Falkenhayn, an den man auch ein Danktelegramm für

sein Auftreten im Reichstag abschickte, während man es trotz mancher Anregungen gegenüber dem Maschinengewehrobersten von Zabern an den überschwänglichsten Lobreden bewenden ließ, da sonst schließlich die Ablehnung der Antelegraphierung des Reichskanzlers doch etwas gar zu auffällig geworden wäre!

Herr v. Dehdebrand ließ sich herab, den Leuten jeden Tag zu sagen, wobei er einmal und andere wiederholte, daß der ostpreussische Geist der Gottesfurcht, Königstreue (siehe Kanalvorlage und Wahlreform!) und Pflüchtereifung nun endlich wieder zu Ehren kommen müsse. Aber der Führer der Sonderaktion scheint doch einzusehen, daß es die Junker allein nicht machen können, denn er appellierte — gnädiger gestimmt als sonst — an die guten Preußen in allen bürgerlichen Parteien. Also, Schiffer und Wiemer, auf in den Preußenbund! Es ist die letzte Zeit, wollt Ihr nicht völlig entpreußt und enteigenartet werden.

Als richtige Führer unseres Volksthum wandelten die Generale Brohm und Rogge mit vieler Neuterlichkeit den alten schönen Vers ab: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten!“ und vermobelten im übrigen zum Dank für die Widerspruchslöse und unverzügerte Annahme aller Militärvorlagen den Reichstag in der habnehmlichsten Weise. Herr v. Brohm meinte, aus der Besprechung der staunenswert seltenen Soldatenmishandlungen im Reichstage spreche nur das Bestreben, „unser“ Soldaten zu alten Weibern und die Kaiserentwürfe zu höheren Töchterhäusern zu machen! Der Obergarrier Dr. Köfede, Vorsitzender des Bundes der Landwirte, sagte über die heutige Sachlage nach Gold! Herr Rogge gab offen zu, daß es Preußens Beruf sei, die Durchsetzung des Volkswillens in Deutschland gewaltsam zu hindern, gemäß der Devise: „Sum cuique“ (Jedem das Seine — den Junkern die Macht, dem Volk die Arbeit und die blauen Bohnen!).

Ein von allerlei Krämeretragungen her bekannter Herr Fausen aus Warmen wollte als Rheinländer widerlegen, daß der Preußenbund nur das Werk von Junkern, Agazieren und Kfartern sei — aber außer ihm und dem als Vorsitzenden fungierenden Handelskammerhändler Dr. Rofe-Dannover waren alle Redner Großgrundbesitzer, Generale oder evangelische Geistliche usw., von denen der eine die göttliche antidemokratische Sendung Preußens betrug, der nächste ein preußenbündlerisches — Bistum forderte und der dritte unbedingtes Festhalten am absoluten Gottesgnadentum predigte.

Damit war der mittelalterliche Spul zu Ende!

Kapital und Wissenschaft.

Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrentüchtigen und mit frommer Ede betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheines entleert. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt.

„Kommunistisches Manifest.“

Man erinnert sich noch des Protestes, den die Ernennung des Herrn Ludwig Bernhard zum ordentlichen Professor der Nationalökonomie an der Berliner Universität hervorrief. Damals erklärten die Professoren Schmöller, Ad. Wagner und Sering, daß die bisherigen wissenschaftlichen Leistungen Bernhards die Ernennung nicht rechtfertigten. Allein vergebens. Bernhard konnte bleiben, und man wußte auch warum. Er hatte sich aus einem Sozialpolitiker in einen entragierten Gegner der Sozialpolitik verwandelt; und man konnte von ihm annehmen, daß er die engstirnigsten kapitalistischen Profitinteressen als Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschung vertreten werde.

Es wird deshalb keine allzu große Ueberraschung hervorgerufen, aber immerhin die Fäden, die zwischen Sozialschwarzern und Ökonomieprofessoren hin und her laufen, etwas deutlicher zeigen, wenn wir unseren Lesern das nachstehende Dokument vorlegen:

J. Schöbau, Elbing, Ostpreußen, den 7. März 1912. Herr Ludwig Bernhard Ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der Universität Hochwölgeboren Berlin W. 15, Rajanenstraße 35.

Sehr geehrter Herr Professor!

Es freut mich sehr, aus Ihrem geschätzten Schreiben vom 4. d. M. zu entnehmen, daß das Ihnen übersandte Material Ihre Interesse gefunden hat.

Vielleicht darf ich an meine Ihnen bereits gegebenen Ausführungen noch die folgenden anfügen.

Die grenzenlose Gesehmacherei heutzutage entspringt ohne jede Rücksichtnahme auf die volkswirtschaftlichen Interessen unseres Vaterlandes im Grunde genommen lediglich selbsttätigen Zwecken und Motiven, sei es, daß gewissenlose Volksthumführer damit ihren Anhängern gern sozusagen ein Zeichen ihrer Existenzberechtigung geben wollen, sei es, daß andere egoistische Parteiinteressen hierbei ihren Ausdruck finden.

Es werden Gesehe gemacht wie Sand am Meer; sie gleichen förmlich wie eine Heuschreckenplage über unsere deutsche Industrie.

Gesehe werden gemacht, die gänzlich überflüssig sind, und von Leuten, die nicht wissen, wofür.

Die zwei wichtigsten Gesehe aber, die wir wirklich brauchen, bekommen wir nicht; dafür haben eben die Salonszialisten kein Verständnis, kein Interesse.

Das erste dieser beiden zu schaffenden Gesehe ist die Herbeiführung eines wirklichen und ausreichenden Schutzes der arbeitwilligen Leute.

Das andere wühlte sich gegen das Predigen der Berufs-Agitatoren, gegen ihre Verheugung der Arbeiter zur Revolution dem Arbeitgeber gegenüber richten; denn jeder klar denkende Mensch muß doch einsehen, daß diese elende und verführerische Tätigkeit der sogenannten „gewerkschaftlichen“, richtig genannt „sozialdemokratischen“, also staats- und ordnungsfeindlichen Agitatoren über kurz oder lang bei immer weiter fortgehender Verheugung und Verführung der Volksmassen schließlich zur allgemeinen Revolution führen muß, wenn nicht der Staat selbst diesen erbärmlichen Elementen durch ein kurzes und bündiges Gesetz endlich einmal Einhalt gebietet und seiner der Sozialdemokratie gegenüber bisher gezeigten unverständlichen Schwäche ein Ende macht.

Wenn Sie, sehr geehrter Herr Professor, bei Ihren so einflussreichen Vorträgen gelegentlich auch im Sinne dieser Gedanken Anregungen geben wollten, wird auch dieses für die künftige Gestaltung unseres volkswirtschaftlichen Lebens von heilsamer Bedeutung sein.

Zur Illustration der Anmaßung und Unterförmigkeit der gewerkschaftlichen Agitatoren füge ich einige diesbezügliche Notizen in der gestrigen Nummer 26 der hiesigen „Neuesten Nachrichten“ zur gefälligen Kenntnisnahme bei.

Zweifellos liegt eine große Gefahr für das weitere Gedeihen unseres nationalen Wohlstandes mit darin, daß mangels genügenden Schutzes der Arbeitswilligen das gesetzliche Koalitionsrecht der Arbeiter infolge der sozialdemokratischen Agitationstätigkeit heutzutage zu einem Koalitionszwang ausgeartet ist.

In vorzüglicher Hochachtung  
sehr ergebenst

H. Schichau.

Der Brief spricht für sich selbst. Und wenn auch man die Antwort des Herrn Professors nicht kennt, so zeugt er doch für das schöne Vertrauen, das die Herren der Schichauwerkst. die zu den unermüdblichsten Scharfmachern innerhalb der Textilindustrie nicht nur, sondern der Metallindustrie überhaupt gehören, in ihren Herrn Bernhard setzen.

Das Material, das die Wertherren dem Professor zur Verfügung stellen, besteht aus Schriftstücken, in denen ebenso wie in dem Brief die Berruchtheit jeder Sozialpolitik dargelegt wird, begleitet von höchst despektierlichen Äußerungen gegen die Regierung und den Reichstag, die mit ihrer Geheimesmacherei die Industrie ruinieren. So wendet sich eine Abhandlung, betitelt: „Die Nachteile einer Verkürzung der Arbeitszeit“, gegen die Einführung des Neunstunden-Arbeitstages auf den kaiserlichen Werften, eine andere gegen paritätische Arbeitsnachweise, eine weitere gegen Tarifverträge und so fort.

So beschaffen sind die Materialien, die den Professor Bernhard informieren, wofür er sich bedankt. Und mit den Herren der Schichauwerkst haben auch wir zu ihm das Vertrauen, daß er „im Sinne dieser Gedanken Anregungen geben“ wird. Für den Einfluß dieser Anregungen wird es aber vielleicht nicht ohne „heiltsame Bedeutung“ sein, daß man die Quelle dieser „Wissenschaft“ jetzt dokumentarisch kennt.

## Warum uns der Militarismus erhalten bleiben muß.

Die belanglose halbamtliche Meldung, daß die Regierung zu prüfen gedente, wie weit die zur Entschuldigung der kaiserlichen Rechtsverletzungen herangezogene Kabinettsorder vom Jahre 1890 und die auf ihr beruhenden Dienstvorschriften noch gültig sind oder einer „zeitgemäßen“ Korrektur bedürfen, hat die „echtpreussischen“ Patrioten vom Schlage der Verdorbenheit, Schroeter, Vertel u. Co. in eine höchst bedenkliche nervöse Erregung versetzt. Sie sind selbstverständlich der Ansicht, daß an den alten Orders und Militärdienstvorschriften aus der Zeit des absoluten Regiments, mögen diese Orders rechtsgültig sein oder nicht, nicht das geringste geändert werden darf, sondern jedem Versuch einer Abbrödelung der glorreichen altpreussischen Traditionen aus den verflochtenen Jahrhunderten mit größter Entschiedenheit entgegenzutreten werden muß. Verfassungsrecht, Respektierung der bürgerlichen Gesetzesbestimmungen, Volksrechte, zeitgemäße Reformen: das sind für sie alles leere, alberne Phrasen. Die wichtigsten aller Forderungen ist, daß der reaktionäre, feudalaristokratische

Charakter dem Offizierskorps erhalten wird, damit die glorreiche Armee ein Machtmittel in der Hand des Junkertums bleibt, das sich jederzeit nach Belieben gegen die Volksforderungen auszuhebeln läßt.

Am reaktionärsten gebärdet sich natürlich das Dertelische Bündlerblatt, die „Deutsche Tageszeitung“. Ein Zurückweichen vor den demokratischen Wünschen in dieser Frage, meint sie, sollte schon deshalb als ausgeschlossen gelten, weil es einen ebenso unruhigen, wie politisch bedenklichen Rückzug vor den Elementen der Straße bedeuten würde“. Würden seine bisherigen Rechte dem Militär auch nur um Haarsbreite beschnitten, dann hätte ja der Janhagel von Bayern noch weit mehr erreicht, als er jemals erreichen wollte und zu erreichen hoffen konnte. Wollte Deutschland seiner Armee deswegen die Hände binden, „weil unglückliche Putschisten ein Recht im Kasernenkeller zubringen mußten“, dann würde es sich zum Geißel vor dem In- und Auslande machen; und der Respekt vor der deutschen Macht, der doch in erster Linie dem waffengewaltigen Militärstaat gelte, würde ganz gewiß nicht gefördert. Die Demokratie aber würde durch einen ersten Erfola zu weiteren und nur noch heftigeren Angriffen gegen das Meer und gegen die monarchische Befehlsgewalt ermüdet werden!

„Denn jede Abschwächung der Kabinettsorder von 1890“, so heißt es weiter, „würde naturgemäß eine Minderung der militärischen Befehlsgewalt des Kaisers in sich schließen. Allerdings hat der Kaiser das Recht, zur Dämpfung von Unruhen den Befehlsgewalt zu verhängen; aber diese Befugnis ist rechtlich nicht ein Ausfluß der Militärsouveränität des Monarchen, kann vielmehr nur auf Grund eines Beschlusses des Staatsministeriums ausgeübt werden, das dafür dem Parlament verantwortlich ist. Der Kaiser befehlt dabei also dem Militär nur auf dem Umwege über die verantwortliche Zivilbehörde. Dagegen ist die Kabinettsorder von 1890 ein Ausfluß des von ministerieller Gegenzeichnung wie von parlamentarischer Kontrolle unabhängigen militärischen Hoheitsrechtes, wie in den von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ mitgeteilten Beratungen des preussischen Staatsministeriums seinerzeit ausdrücklich festgestellt worden ist. . . . Ihre Verbeibehaltung ist ferner von grundlegender staatsrechtlicher Bedeutung, weil durch sie erst klar zum Ausdruck gebracht wird, daß das Heer ein Organ der öffentlichen Gewalt sui generis ist, das zwar in der Regel nur auf Requisition der Zivilbehörde als solches auftritt, aber gegenüber Notständen auch selbständig handeln, gleichsam automatisch in Funktion treten kann. Zugleich liegt darin ein weiteres Moment von größter praktischer Bedeutung: eine verdoppelte Sicherheit des Staates und der öffentlichen Ordnung; eine Sicherheit, die nur zu begründen ist, da nun einmal mit der Möglichkeit, daß die reguläre öffentliche Gewalt irgendwo in ihren Funktionen versagt, gerechnet werden muß, zumal es selbst in Preußen schon einmal einen Oberpräsidenten gegeben hat, der beim Ausbruch einer Revolution eine Stellung „über den Parteien“ einnahm. . . .

Seit langer Zeit ist die Stunde kaum günstiger gewesen für ein energisches Gehen auf der Bahn der Zugeständnisse an demokratische Zeitströmungen. Für eine neue Klarstellung und Sicherung der monarchischen Rechte in Deutschland. Das Militär hat in Bayern Recht und Gesetz aufrecht erhalten, die von dem Böbel unter die Füße getreten und von der Zivilgewalt im Stiche gelassen wurden; und diese Bayern Vorgänge zeigen deshalb nur, wie heilsam und notwendig uns ein seiner Ehre wie seiner Kraft bewußtes Heer ist.“

Das ist deutlich. In wenigen Worten zusammengefaßt bedeutet der lange Sermon: Der heutige feudal-reaktionäre Geist muß dem Heer erhalten bleiben, damit es nicht nur ein willfähriges Instrument in der Hand der hohen Bureaucratie bleibt, jede sogenannte Ordnungstörung, jede freiheitliche Volksbewegung niederzuschlagen, sondern damit auch, wenn in der Regierungsbureaucratie sich etwa Bedenken und Bewußtseinsstrümpeln gegen ein Blutbad regen sollten, die Soldateska aus sich selbst heraus, ohne lange nach den Ansichten der Zivilbehörden zu fragen, gegen den „Böbel“ vorgeht und ihn kurzerhand niederfortschafft.

Und gerade jetzt ist, wie das Bündlerblatt meint, eine günstige Gelegenheit, nicht nur die Stellung des Militarismus über dem Gesetz aufrechtzuerhalten, sondern diese Stellung noch mehr zu befestigen, denn die Bourgeoisie, vor-

nehmlich soweit sie in der nationalliberalen Partei die Vertreterin ihrer Interessen erblickt, ist in den letzten Wochen vor den Ansprüchen des Militarismus Schritt um Schritt zurückgewichen, und sie wird weiter zurückweichen, falls nur die Regierung keinerlei Reue zeigt, irgendwelche Zugeständnisse zu machen.

## Politische Uebersicht.

### Postkreditbriefe.

Am Sonnabend hat eine vom Staatssekretär des Reichspostamts anberaumte Besprechung verschiedener Fragen aus dem Gebiete seiner Verwaltung stattgefunden. Punkt 1 der Tagesordnung betraf die Einführung von Postkreditbriefen. Die Einführung ist in folgender Weise beabsichtigt. Die Postkreditbriefe werden in Form eines Festscheins in der Größe von 12½ zu 8½ Zentimeter ausgestellt, das zehn Leittungsformulare für die Abhebung von Teilbeträgen enthält; sie können auf alle durch 50 teilbare Summen bis 3000 M. lauten. Die Gültigkeitsdauer beträgt vier Monate. Die Ausfertigung der Postkreditbriefe wird den Postämtern übertragen. Bestellungen nimmt außer diesen jede Postanstalt entgegen. Der Besteller hat den Betrag, auf den der Postkreditbrief lauten soll, mit Zahlkarte zur Gutschrift auf ein Kreditbrieftkonto bei dem Postämte, zu dessen Bezirk die Einzahlungsstelle gehört, einzuzahlen und auf dem Abschneide der Zahlkarte Namen und Wohnort des Empfängers und derjenigen Person anzugeben, auf die der Postkreditbrief lauten soll. Der Inhaber eines Postkreditkontos kann den Betrag für den Postkreditbrief von seinem Guthaben auf das Kreditbrieftkonto überweisen. Der Postkreditbrief wird vom Postämte der vom Einzahler bezeichneten Person als Einzahlungsbrief unter „Eigenthändig“ portofrei zugestellt. Abhebungen, die ebenfalls durch 50 teilbar sein müssen und auf 50 bis 1000 M. lauten dürfen, können gegen Vorlegung des Postkreditbriefes bei allen Postanstalten, also auch bei den in kleinen Orten befindlichen Postagenturen, im Reichspostgebiet sowie in Bayern und Württemberg erfolgen. Der Abheber hat seine Berechtigung zur Empfangnahme von Teilzahlungen durch Vorzeigung einer auf ihn lautenden Postausweis Karte nachzuweisen. Als Gebühren sind in Aussicht genommen:

1. für die mit Zahlkarte zu leistende Bareinzahlung oder für die Ueberweisung von einem Postkreditkonto die nach der Postkreditordnung festgesetzten Gebühren;
2. eine Ausfertigungsgebühr von 50 Pf.;
3. für jede Rückzahlung:
  - a) eine feste Gebühr von 5 Pf.,
  - b) eine Steigerungsgebühr von 5 Pf. für je 100 M. oder Teile davon.

Die Einführung der Postkreditbriefe durch eine Ergänzung der Postordnung ist von der Zustimmung des Bundesrats zu den in Aussicht genommenen Gebühren abhängig, deren Einholung die Reichspostverwaltung in Aussicht stellt.

### Die neuen Größen der elsaß-lothringischen Regierung.

Der „Post“ wird aus Straßburg gemeldet, daß ein Wechsel in den leitenden Stellen des elsaß-lothringischen Ministeriums bevorstehe. Als Nachfolger des Statthalter werde mit großer Bestimmtheit der kommandierende General des 14. Armeekorps, Freiherr v. Seynigen-Quene, und als Nachfolger des Unterstaatssekretärs der Justiz der langjährige Präsident des Oberlandesgerichts, Molitor, genannt. Als kommandierender Mann für das Ministerium des Innern gelte der Bezirkspräsident von Metz, Freiherr von Gemmingen, und als Nachfolger des Staatssekretärs Jörn v. Bulach sei der Bezirkspräsident von Colmar, Herr v. Puttkammer, auszuwählen.

### Prozeß gegen den „Zaberner Anzeiger.“

Der „Zaberner Anzeiger“ hatte am 2. Januar berichtet, Leutnant v. Forstner und Leutnant Voeltje vom 90. Infanterie-Regiment hätten dieses Regiments mißhandelt. Die „Süddeutsche Korrespondenz“ bezieht sich nun, die Nachricht in die Welt zu setzen, die Anschuldigungen des „Zaberner Anzeigers“ seien völlig haltlos und das Ermittlungsverfahren gegen die beiden Offiziere sei eingestellt worden. Die Akten seien jedoch der Staatsanwaltschaft zugeführt worden zum Vorgehen gegen den „Zaberner Anzeiger“ wegen wissentlich falscher Anschuldigung.

### Liberales Landtagewahlgesetz in Sachsen

Vor einigen Tagen fand im Landtaggebäude in Dresden eine streng vertrauliche Besprechung zwischen Landtags-

## Wochenfilm.

„Die Welt des Menschen fürchtet das Böse.“  
Habelais.

Es ist entscheidende Wendung in meinem Leben bevor und werde darum mit Eifer im „Vorwärts“ kaum mehr Meinung sagen können. Nachdem Hoffnung gescheitert, daß infolge impetiver Herabsetzung wieder alibierte würde — meineinhalten auch Train, meineinhalten auch Zaben! —, standen zwei Berufswege in Erwägung. Dachte effektiv zunächst daran, bei Woffe oder Woffen Unterförmigkeit zu suchen. Hoffentlichstatter oder so etwas. Kaffe Woffe und Woffein hat, gerade weil fortschrittlich angehaucht, kolossales Faible für arisch-agrarische Gestalten mit Erdgeruch und altfeudalem Namen. Wie ergebenst Unterzeichneter. Macht sich pompos und läßt in WW. familiäre Konnerzienzitäten höher schlagen, wenn etwa Bericht über Verschwinden kaiserlichen Dadeis angefügt wird: Von unserm Redaktionshundesachverständigen Egon Woffo Traugott Freiherr von Woffelking-Wingelking erhalten wir zu dem bedauerlichen Ereignis, das viele Volksteile in aufrichtige Trauer versetzt, nachstehende sachmännische Ausführungen. . . Gute Chose und kommt Woffe und Woffein bei Mitarbeiter mit altadligem Namen auf paar Goldfische absolut nicht an.

Habe mich aber beherrscht und reiflich Entschluß erwoogen, mit Duzhauht Wied nach Albanien zu reisen. Findet sich schon Unterkommen im Hofstaat. Stelle mir das richtig schnell vor. . . Rardon! muß Bericht unterbrechen, springen wir weiße Käse egal weg überm Tisch: Geliebte Woffe! . . . Sol. . . also richtig schnell: Feierlicher Einzug, Glockengeläut, Kanonen, überhaupt viel Bomben und Bumbum, na, und nachher Woffmich in Weidberg nehmen und regieren. Spirituosenverhältnisse auch ganz kolossal Elbomith — prima, primissima! Hatte also schon mit Wertheim verhandelt, von wegen Lieferung einer Tropenrüstung, auf Stock natürlich. Katalier zählt nie bar, aber hatte plötzlich meine Bedenken. Hörte, Klima ungesund. Weniger von Malaria als durch scharfe Schiffe. Soll we Art besserer Sonntagsport in Albanien sein, nach Kopf des Fürsten zu zielen, und Faulenzen da unten haben jeden Tag Sonntag. Weide mich aber schwer hüten,

Aufgang abzugeben für. . . Die verdammten weißen Käse, ich muß doch gleich! . . .

Also wie gesagt: entschied mich in Sachen Albanien mit lautem und deutlichem Rein. War nun tolls und schwante kurze Welle, als mir Berichte über Adiner Polizeiprozeß in Hände fielen. Komos! kam wie Erleuchtung über mich. Schnellst Telegraphenamt und telegraphisch — anmehender Keel am Schalter wollte feinen Kredit geben — um nächste freierwerbende Stelle als Polizeinspektor beworben. Hoffe bestimmt auf Zulage. Dann aber flottes Leben in großem Still. A la bonheur! Werde überschüttet von Dankbarkeit der Bevölkerung. Kognat, Kretal, Kofsch, Kofen, Weizen, Kumm, Koeberer, Ciquot — alles wird gratis und franko ins Haus geliefert. Empfangne zu Neujahr von Kostwirten goldene Uhren. Stelle mir auch Frühstückstörbchen reizend vor. Kochs, Trüffel, Kebab und zur Auspolsterung Hünsgnackelkappen. Wird mir stets hoderfreuliche Ueberreicherung zum Frühstück sein. Habe mir aber schon heute vorgenommen, gegen Bevölkerung ungemein leureich zu sein. Wird nur so Konzessionen regnen auf Gekwirte (Frühstückstörbchen allerdings Voraussetzung!) und niemals Anzeigen wegen Ueberreicherung der Polizeistunde. Gegenwärt! Werde selber feste mitkneipen, kurzum: patriarchalisches Regiment!

Wußtsonicjo ausgieben hier. . . weiße Käse und nehmen überhand. . . Lettern wahrhaftig an Kärzchen auf und ab. . . und auf Fensterbank — pfui Dewell. . . ich. . . Hüfe! . . .

Anmerkung der Redaktion: Leider bricht an dieser Stelle das Manuskript unser geschätzten Mitarbeiters. Der konservativste August, mitten im Text mit vielen Alexen ab. Indem wir folgenden uns zugegangenen Brief der Öffentlichkeit unterbreiten, da er über das fernere Schicksal des konservativen August Auskunft gibt, bedauern wir gleichzeitig, eine so flotte Feder auf so tragische Weise verlieren zu müssen.

Verlin, 16. Januar 1914.

Redaktion des „Vorwärts“

SW. 68, Lindenstraße 68.

Meinen christlichen Gruß zuvor!

Seht geehrte Redaktion!

Indem ich um Entschuldigung bitte, daß ich an Sie, der Sie mir unbekannt sind, da ich nur mit streng kirchlichen Kreisen, die sich Gottlob! und Preis dem Propheten Daniel! auch in diesem

Sündenbabe! immer extensiver, wenn ich mich so ausdrücken darf, ausbreiten, in Fühlung stehe, zu schreiben wage, möchte ich Mitteilung machen von einem traurigen und man darf wohl sagen folgenschweren Ereignis, das Sie insofern mitbetrifft, als es sich um Ihren Heuileton-Mitarbeiter, der für Sie am Montag unter dem Namen „der konservativste August“ zu schreiben pflegte, handelt, mit dem ich auf einem Korridor zu wohnen die schändlichste Ehre hatte. Es hat nämlich leider der Vorsehung gefallen, denn Gottes Wege sind unerforschlich und wir sollten uns stets unserer irdischen Kleinheit neben dem Bewußtsein, dessen Name ist GEMIL GEMIL bewußt bleiben, meinem armen Freunde, mit dem ich auf einem Korridor zu wohnen die schändlichste Ehre hatte, die Prüfung einer schweren und, wie es scheint, unheilbaren, denn wenn man ihn anruft im rechten Namen, mocht er des Jairo Tochterlein wandeln, Krankheit zu senden. Es traten aber, wer weiß, was die Vorsehung damit, wenn ich mich so ausdrücken darf, im Sinne hatte? Gestern nachmittag bei meinem armen Freunde akute Bewußtseinsstörungen auf und, wovon auch das Alte Testament, Preis und Dank dem Propheten Daniel! Beispiele aufzählt, glaubte er weiße Käse in seinem Zimmer zu sehen (für Wansen bürge ich). Da er sich gegen die Tiere geräuschvoll wehrte, wurde er, und auch hier erblickt der Gläubige den Finger der Vorsehung, mit einem Kronleuchter fortgeschafft. Wenn auch die Männer, die meinen armen Freund, mit dem auf einem Korridor zu wohnen ich die schändlichste Ehre hatte, abholten, etwas von Delirium tremens sprachen und wenn er sich auch nicht immer an den Propheten Daniel hielt, so glaube ich, soweit die Vorsehung mein Hirn erleuchtete, daß solches eine schändliche undrichtige Verleumdung ist, indem mein armer Freund ein Mann von streng konservativer Gesinnung und echt christlichem Herzen gewesen, wie er denn auch seinen Wandel nach dem Spruche einrichtete:

Lebe, wie du, wenn du stirbst,  
wünschen mir, gelebt zu haben.

Ich werde ihn stets in meine Fürbitte einschließen, und indem ich hoffe, daß auch Sie durch die Gnade Gottes der Prophet Daniel erleuchtet wird, bin ich

mit Gottesgruß

Gerd Friß Leberecht,  
cand. theol., Mitglied des Böhmervereins.



Theater.

Montag, 19. Januar 1914.
Anfang 6 Uhr.
Cines Palais am Zoo. Varietés.
Anfang 6 1/2 Uhr.
Cines Nollendorf-Theater. Varietés.
Anfang 7 Uhr.
Opernhaus. Parfisa.
Deutsches Opernhaus. Parfisa.
Anfang 7 1/2 Uhr.
Kgl. Schauspielhaus. Die Neuvermählten.
Deutsches. Der Kaufmann von Venedig.
Urania. Mit dem Imperator nach New York.
Kammertheater. Weiterleuchten.
Deutsches Schauspielhaus. Der zehnte Tag.
Südpoltheater. Die spanische Fliege.
Deutsches Künstler-Theater. Schirin und Getraube.
Königsgraben Straße. Die fünf Frankfurter.
Schiller O. Bei dem, der liegt.
Theater am Nollendorfplatz. Freddy und Leddy.
Theater des Weinens. Bolensblut.
Berliner. Wie einst im Mai.
Kammertheater. Hinter Mauern.
Trianon. Anatoles Hochzeit.
Thalia. Die Langohrigen.
Residenz. Hochzeit - der Franz.
Microbol. Die Reise um die Welt in 40 Tagen.
Friedrich. Wilhelmshäufisches. Die Amantinnen.
Kafino. Die beiden alten Bebern.
Serravallo. Was sagen Sie zu Leibsch?
Reichshallen. Stettiner Sänger.
Wintergarten. Spezialitäten.
Wpoko. Der Stolz der Kompanie.
Anfang 8 1/2 Uhr.
Suisen. Deines Bruders Weib.
Walthalla. Langohrer.
Admiralpalast. Die lustige Puppe.
Anfang 8 1/2 Uhr.
Neues Volkstheater. Der Graf von Charolais.
Anfang 9 Uhr.
Berliner Stadtpalast. Tischort.
Cines Nollendorf-Theater. Varietés.
Sternwarte. Invalidenstr. 57-62.

Vorwärts - Abreiß - Kalender 1914.

Preis 1.50 Mk.

Der Kalender ist vorzüglich ausgestattet und unterscheidet sich vollständig von dem landläufigen Kalendermaterial. An jedem Tag werden historische Daten, die der Partei und Kulturgeschichte entstammen, gebracht. Die geschmackvolle in Buntdruck ausgeführte Rückwand macht den Kalender zu einem Zimmerschmuck für jede Arbeiterwohnung. Zu beziehen durch alle Vorwärts-Ausgabestellen sowie von der Buchhandlung Vorwärts, Lindenstraße 69.

Arbeiter-Bildungsschule.

Dienstag, den 20. Januar, abends 8 1/2 Uhr, im Schulkol, Grenadierstr. 37:

General - Versammlung

Tagesordnung: 1. Bericht des Vorstandes, des Lehrerkollegiums und der Redatoren. 2. Schulangelegenheiten und Anträge. 3. Bericht des Mitgliedsbuch legitimiert. Rückständige Beiträge müssen bezahlt werden.



Engelhardt Malz Bier

mit ff Raffinade gesüßt

Nach der Arbeit zur Erholung Nach Krankheiten zur Stärkung Den Kindern zur Kräftigung

Arbeiter-Stenographenverein Stolze-Schrey in Berlin

eröffnet in folgenden Lokalen neue Anfängerkurse:
Bezirk Tempelhof: Kaiser-Wilhelm-Str. 76, im Jugendheim, Freitag, den 23. Januar.
Bezirk Wedding: Tegeler Str. 31, bei Karl Strauß, Donnerstag, den 22. Januar.
Bezirk Osten I: Kobernitsstr. 37, bei Otto, Dienstag, d. 20. Januar.
Bezirk Osten II: Blumenstr. 62, bei Wilh. Bödt, Donnerstag, den 22. Januar.
Bezirk Lichtenberg: Frankfurter Chaussee 116, bei Blum, Donnerstag, den 22. Januar.
Bezirk Königstadt: Danziger Str. 93, bei Karl Eichhorn, Donnerstag, den 22. Januar.
Bezirk Gesundbrunnen: Bastianstr. 2, bei Wilh. Brinmann, Montag, den 19. Januar.
Bezirk Norden: Ackerstr. 50, bei Ernst Kalksch, Donnerstag, den 22. Januar.
Bezirk Reinickendorf-West: Scharnweberstr. 37, Ede Schilling, Freitag, den 23. Januar.
Bezirk Reinickendorf Ost: Provinzstr. 74, bei Otto Brüdner, Donnerstag, den 22. Januar.
Bezirk Zentrum: Gartenstr. 105/106, bei Hermann Dufedeau, Donnerstag, den 22. Januar.
Bezirk Gewerkschaftshaus: Ubalberstr. 24, Ede Engelauer, bei Schlicht, Freitag, den 23. Januar.
Bezirk Südosten: Ruslauer Str. 9, bei Weichert, Freitag, den 23. Januar.
Bezirk Neukölln I: Thuringer Str. 20, Ede Richardstraße, „Zum Sängerkolleg“, Montag, den 19. Januar.
Bezirk Neukölln II: Kainiger Str. 17, Ede Dieckhoffstraße, bei Müller, Freitag, den 23. Januar.
Bezirk Moabit: Bielefeldstr. 24, bei Richter, Sonntag, den 18. Januar, vormittags 10 Uhr.
Bezirk Tegel: Schleierstr. 19, Ede Treutowstraße, bei Wegener, Dienstag, den 20. Januar.
Bezirk Südwesten: Belle-Alliance-Str. 74/74a, bei Schulz, Freitag, den 23. Januar.
Bezirk Schöneberg: Uffert-Paulus-Str. 33, bei Schulz, Freitag, den 23. Januar.
Bezirk Weißensee: Lehder Str. 1, Ede Königshausen 41, bei B. Aesch, Freitag, den 23. Januar.
Bezirk Pankow: Horststr. 15, Eingang Görlichstraße, bei Winter, Freitag, den 23. Januar.
Bezirk Charlottenburg: Bismarckstr. 38, bei Bernide, gegenüber dem Deutschen Opernhaus, Dienstag, den 20. Januar.
Bezirk Ober-Schöneeweide: Wilhelmminnenhofstr. 34, bei Emberg, Montag, den 19. Januar.
Bezirk Friedrichshagen: Friedrichstr. 60, im „Jugendheim“, 251/8, Freitag, den 23. Januar.
Das Kursgeld beträgt, Lehrbuch und Schreibhefte inbegriffen, 3,50 Mk., für Teilnehmer unter 18 Jahren 2,50 Mk. — Die Kurse beginnen in allen Bezirken, nur mit Ausnahme des Bezirks Moabit, abends 8 1/2 Uhr. Um rege Beteiligung bittet

Arbeiter-Stenographenverein „Stolze-Schrey“ für Berlin und Umgebung.
Z. V.: Oskar Schlayer, 1. Vorsitzender, Berlin-Tempelhof, Kaiserin-Augusta-Straße 70.

Abhandlungen und Vorträge zur sozialistischen Bildung. Herausgegeben 248/19 von Max Grünwald. Heft 6: Schiller und die Arbeiter von Conrad Haenisch. Preis 40 Pf. Reuters Werke 3 Bände 4 Mark Buchhandlung Vorwärts

Buchhandlung Vorwärts Lindenstr. 69. Führer durch die Reichsversicherungs-Ordnung. I. Die gemeinsamen Vorschriften u. d. Verfahren. Preis 40 Pf. II. Die Krankenversicherung. Preis 30 Pf. III. Die Gewerbe - Unfallversicherung, Pr. 30 Pf. IV. Die landwirtschaftliche Unfallversicherung. Preis 40 Pf. V. Die See-Unfallversicherung. Mit Hinweisen auf d. Rechtsprechung. Preis 40 Pf. VI. Die Invaliden- u. Hinterbliebenenversicherung. Preis 30 Pf. Auch durch die „Vorwärts“-Speditionen zu beziehen.

Tyloßbrönn-Florpfambinnen. Lob unaußerselbst, süßlich Vollbrotkorn von Groß-Berlin. Die Qualität ist furovergangen!

Spezialarzt f. Geschlechtskrankheiten, Harnleiden, Schwäche, Ehrlich-Hata-Kuren, Blut- und Harn-Untersuchungen. Dr. med. Karl Reinhardt. Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße. Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr. Sprechst. 1/11-2 u. 1/8-1/10 U. abds., Sonnt. 11-1. Man verlange im eigenen Interesse 48 Seiten starke Broschüre gratis und franko per Post i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Instituten während d. Sprechst. gratis erhält. Weitere Auskünfte i. d. Sprechstund. kostenlos. Warnung vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheurerlicher Preisforderung angeblicher Spezialärzte. Der nächste Herren-Vortrag findet statt am Donnerstag, den 22. Januar, abends 1/2 10 Uhr, in den Arminhallen, Kommandantenstraße 58/59, über: Harnleiden, wirksame und korpulcherhafte Behandlungsmethoden, Ehrlich - Hata getreuen Wachsmoellen. Eintritt frei. — Fragebeantwortung.

Heines Werke 3 Bände 4 Mark Buchhandlung Vorwärts. Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek.

Annahmestellen für „Kleine Anzeigen“ Berlin C. H. Gahmisch, Ackerstr. 174. W. G. Schmidt, Kirchbachstr. 14. O. Petersburger, Bay 4. Gustav Vogel, Kopenstr. 82. H. Wengels, Gr. Frankfurter Str. 120. NO. Z. Juch, Jannowstr. 12. N. Neuf, Barnimstr. 42. N. H. Wolgast, Wallstraße 9. G. Fischer, Bahnhofsstr. 6. Karl Wars, Greifenhagenstr. 22. A. Gönlich, Müllerstr. 34a. G. Vogel, Lorenzstr. 37. H. Fies, Invalidenstr. 124. NW. Salomon Joseph, Wilhelmshäufener Str. 48. SW. G. Schmidt, Gneisenaustr. 72. Tachn, Jagelberger Str. 27. S. St. Fris, Brininger Str. 31. G. Lehmann, Kottbuser Damm 8. SO. Paul Böhm, Langstr. 14/15. P. Horich, Engelauer 15. Adlershof. Karl Schwarzloie, Bismarckstr. 28. Haunsdörferweg. G. Hornig, Wartenbaler Str. 13, I. Borsigwalde. Paul Kienak, Rindstr. 10. Charlottenburg. Gustav Schürberg, Seidenbeimer Str. 1. Friedrichshagen. Ernst Wertmann, Köpenicker Str. 18. Grünau. Franz Klein, Friedrichstr. 10. Johannisthal. Max Gouhar, Parfisa. 6. Karlshorst. Richard Küter, Köpenicker Str. 9, II. Köpenick. Emil Wöhler, Meyerstr. 6, Laden. Lichtenberg. Otto Zeitel, Wartenbergstr. 1. Nieder-Schöneeweide. Wilh. Haruh, Brückenstr. 10. Nowawes. Wilhelm Jappe, Luderstr. 2. Ober-Schöneeweide. Alfred Wader, Wilhelmminnenhofstr. 17, Laden. Pankow. Otto Rikmann, Müllerstr. 30. Reinickendorf. P. Garich, Provinzstr. 56, Laden. Neukölln. W. Heinrich, Ackerstr. 2. Conrad, Fernmannstr. 50. C. Mohr, Steglitzstr. 28/29. Rummelsburg. H. Neicentrang, Alt-Borghaus 56. Schöneberg. Wilhelm Däumler, Martin-Luther-Str. 69 im Laden. Spandau. Köppen, Breitelstr. 64. Steglitz. G. Bernice, Ackerstr. 5. Tempelhof. Joh. Krahn, Genslerstr. 62. Treptow. Robert Gramenz, Ackerstr. 412, Laden. Weißensee. Fuhrmann, Sedanstr. 105. Zöllner, Berliner Allee 253. Wilmersdorf. Paul Schubert, Süd-Lindau 27.

In dieser Sammlung sind bisher erschienen:
Heft 1. Die erste Hilfe bei Unfällen. Dr. K. H. H.
Heft 2. Das erste Lebensjahr. Von Dr. Eberlein.
Heft 3. Gesundheitspflege des Nervensystems. Von Dr. H. H.
Heft 4. Der Achtstundentag. Von Dr. Jabel.
Heft 5. Alkoholfrage u. Arbeiter. Von Dr. H. H.
Heft 6. Das Schulkind. Von Dr. Eberlein.
Heft 7. Geschlechtsverkehr und Geschlechtskrankheiten. Von Dr. Gebert.
Heft 8. Nahrung und Ernährung. Von Dr. H. H.
Heft 9. Wie sollen wir uns kleiden? Von Dr. E. Bernstein.
Heft 10. Der Arbeitersohn. Von Dr. H. H.
Heft 11. Frauenleiden und deren Verhütung. Dr. H. H.
Heft 12. Vom medizinischen Abwachen. Dr. E. Hefing.
Heft 13. Das Wasserheil-Verfahren in der Gesundheitspflege des Arbeiters. Von Dr. S. Runtz.
Heft 14. Verhütung und Heilung des Stotterns. Von Dr. E. Jordan.
Heft 15. Geschlechtliche Erziehung in der Arbeiterfamilie. Von Dr. H. H.
Heft 16. Nahrung und Zahnpflege. Von Gertrud Revald.
Heft 17. Von und Lebendigkeit des menschlichen Körpers. Von Dr. H. H.
Heft 18. Der Geschlechtstrieb. Von Eduard Bernstein.
Heft 19. Die Krankenpflege im Hause. Von Joh. Kanfer-Rammheim.
Heft 20. Die Proletarier-Krankheit. Von Dr. H. H.
Heft 21. Atemgymnastik. Von Otto Müller.
Heft 22. Haut- und Haarpflege. Von Dr. H. H.
Heft 23. Wie hüten wir uns vor Herzertanungen? Von Dr. Eugen Reichel.
Heft 24. Die Hygiene der Arbeiterwohnung. Von Hugo Hilly-Hamburg.
Heft 25. Die Schwarmer des Menschen. Von Dr. H. H.
Heft 26. Die Krankheiten des Chores, der Nase und des Rachens. Von Dr. Hans Scherwin.
Heft 27. Sport und Arbeiter. Von Dr. H. H.
Jedes Heft kostet 20 Pf. in besserer Ausstattung 30 Pf.

Fort mit Luftschlauch und Pumpe. Radfahrer, welche die Kosten der Bereifung verringern, ohne Pneumatikdefekte fahren und stets ein fahrbereites Rad haben wollen, fahren nur Pneumelastieum, elastisch wie Luft, unbegrenzt in Haltbarkeit. Jahres-Garantie 20000 km. Verlangen Sie sofort per Karte kostenlose Zusendung von Prospekt 12. PNEUMELASTICUM - GESELLSCHAFT m. b. H. BRAUNSCHWEIG. 8/10\*

Achtung, Vereine! Seit noch einige Tage frei! Georg Felsmann Luisenstadt-Casino Oranienstr. 190.

Künstlerischer Zahnersatz m. u. ohne Platte, Plombieren m. Bekleidung. Teilzahl. auch ohne Anzahl. Moderne Zahnkunst, Neukölln, Borgstr. 156. :: Erstklassige Briketts ::

1000 Stück M. 7.60 Halbstoße M. 0.75, Gaskoks M. 1.75, Steinkohlen M. 1.75, Brennholz. Michel-Brikett-Vertrieb Neukölln, Telefon 1610 Knokebeckstr. 148.

Augustabad Sedanstr. 60/61. 4965\* Lieferant aller Krankenkassen.

Schultheß' Schweizer-Stumpfen Enormer Verdienst! bedirektem Bezug. Känzstr. 11. Norden 9928.

Stoffe für eleg. Maßanzüge, Paletots Meter M. 5, 7, 9 Kostüm- und Wästerstoffe M. 3, 4, 5 Persianer imit. Plüsch 150 cm br. Meter M. 7 50 9 50 Seiden-Seal prima Qual. Meter M. 15 Damenuche Meter M. 3, 4, 5 Tuchlager Koch & Seeland G. m. b. H. Gertraudenstr. 20/21 vis-à-vis der Petrikirche

Dorussia Malz Bier

ist ärztlich empfohlen für Frauen, Kinder u. Reconvalescenten

# Die Gehilfen.



„Schürt nur immer feste das Feuer, um so härter wird mein Stahl!“

## Der Arbeitslose.

Dürr und elend steh'n die Bäume,  
waren einst voll schöner Blätter —  
doch die heitergrünen Träume  
holte sich ein schlimmes Wetter.  
An den dunklen Vorstadtstraßen  
stehn die hölzernen Gerippe,  
doch ich bin noch mehr verlassen  
als des Waldes dürre Sippe.  
Dürr und leer steh' ich im Leben —  
träumte einst von einem Garten,  
träumte einst von Früchtegeben  
und von freudigem Erwarten.  
Ja, es warten viele Hände,  
viele harte Hungerarme  
auf des dürren Baumes Spende,  
der sich ihrer Not erbarme.  
Kämen nur die Frühlingszeiten!  
Doch jetzt schneit der kalte Winter  
seine harten Grausamkeiten  
auf die unverfögten Kinder.  
Meine Hoffnung ist erfroren  
in dem bitterbösen Wetter —  
meine Träume sind verloren  
wie der Bäume grüne Blätter . . .

Rag Barjehl

## Giftmord.

Giftmordprozesse sind in Deutschland nicht häufig. Der Giftmord scheint andere klimatische Verhältnisse vorauszusetzen oder Länder, wo das Gift leichter und ohne weitere Umstände zu erhalten ist; einen Revolver oder ein Messer kann jeder kaufen; der Weg zum Gift führt nur über einen Apotheker oder einen Arzt. Aber der Giftmord scheint auch einen besonderen Volkscharakter vorauszusetzen; er verlangt kein rohes Draufgehen, er bedarf keines Muts und keiner Körperkraft, um sein Opfer zu treffen. Der Giftmord ist das feigste Verbrechen, dem all die persönliche Stärke fehlt, die sonst, wie eine irre geleitete Menschlichkeit, in den meisten Gewalttaten steckt. Die Geschichte kennt nur Giftmischerinnen und eigentlich nur ein Geschlecht, bei dem auch die Männer so böse, verborben, weiblich und hinterhältig waren, daß sie das Gift zu ihrem Lieblingemittel machten, die Familie Borgia. Der pfäffliche Einschlag dieses Geschlechts, in dem die Tochter die Geliebte des Vaters Papst und des Bruders Kardinal war, hatte

alle Stärke so vermocht, daß es seine Schreckensherrschaft nicht mehr durch offene Gewalt, sondern nur durch die bleiche Furcht vor den unaufhörlichen, geheimen Vergiftungen aufrecht erhalten konnte. Aber von Lucretia Borgia bis zu der Marquise von Brinvillier, und den zwei deutschen Giftmischerinnen, der frommen Bremer Bürgerfrau Gesehe Gottfried und der Münchener Dirne Zwanziger, die alle ihre Dugend Opfer auf dem Gewissen hatten, waren es immer nur Frauen, die gewissenlos und kaltblütig mit Gift mordeten und meist die Reihe ihrer Untoten unter dem Schein frommster Kirchlichkeit verbargen.

Nun stand in Frankfurt a. M. ein Mann vor dem Schwurgericht, der all diese geschichtlichen Erfahrungen umstößt. Er ist fast der erste Mann, der ob solcher Straftaten des Urteils harret. Es ist kein verweichtlicher, entnervter Schwächling, sondern ein Hüne, der bis in die letzte Zeit auf dem Varieté sein Kraftstück zeigte, einen Hammel mit einem Hieb entzwei zu spalten, und der zwischen durch Hochlehrer war, und dennoch hat er das typische Beispiel jener Giftmischerinnen wiederholt und ist ihm fast in all seinen Merkmalen gefolgt: er hat trotz aller zeitweiliger anderer Versuche immer dasselbe Mittel angewandt, mit der gleichen sorglosen Gedankenlosigkeit wie sie; er hat seine Mordtaten auf einen ganz kleinen, eng zusammenhängenden Kreis beschränkt, was natürlich die Entdeckung wiederum erleichtern mußte; er hat ziel- und zwecklos gemordet, ganz wie jene Frauen, die nach anfänglichen Untaten aus Habgucht von dem verbrecherischen Reiz des Tötens so ergriffen wurden, daß sie Menschenleben vernichteten, nicht anders, als man Fliegen tötet. Hopf hat seine drei Frauen hoch versichert und dann vergastet oder zu vergiften versucht, weil er in den Besitz der Lebensversicherungssumme kommen wollte. Auch Vater und Mutter hat er beiseite zu räumen versucht oder beiseite geräumt, weil seine bedrängten Geldverhältnisse eine Erbschaft notwendig machten, aber zwischen durch hat er seine zwei kleinen Kinder getötet, ohne daß der geringste Grund einzusehen ist, einfach um des Tötens willen. Eine Beleuchtung dieser zwecklosen Taten gewinnt man vielleicht, wenn man Hopfs Geschlechtsleben in die Beurteilung mit einbezieht. Man hat bei der Untersuchung seines Hausrats eine Menge obszöner Bilder und sadistische Instrumente gefunden, und darf daraus wohl eine erotische Grausamkeit ableiten, die auch eine der Grundlagen seiner Giftmorde waren.

Hopf hat allerdings eine neue Spezialität in das Verbrechen eingeführt. Er hat versucht, mit Bazillen zu morden und hat seinen Opfern Typhusbazillen und Tuberkeln in die Speisen gemischt. Es konnte aber nicht nachgewiesen werden, ob diese fast wissenschaftliche Art des Mordes auch den Tod herbeigeführt hat. Hopf selbst scheint der Ansicht gewesen zu sein, daß dieser Weg zu langsam sei, denn er hat immer wieder zum Arsen gegriffen, um den Tod zu beschleunigen. In allen Leichen ist hoher Arsengehalt nachgewiesen worden, und wenn Hopf bei seiner Kenntnis der Chemie auch in jenem Fall das Vorhandensein des Arsens anders erklären wollte, so liegt doch gerade darin der Hauptbeweis für eine systematische Verbrechensreihe. Dieser Frankfurter Bürgererbssohn, aus einer reichlichen bescheidenen Familie, hat die Laster und bösen Triebe überall in sich aufgenommen, wo er

hinkam. Er brachte seine sadistischen Neigungen aus England, seine verbrecherische Kenntnis der Gifte vom afrikanischen Riff, und so belastet mit allem Schlechten machte er keine abgelegene Dörfer im Taunus zum Schauplatz von Verbrechen und Orgien, trug er in weltverlorene mitteldeutsche Bauernhöfe den bösen Keimstoff der großen Welt und fiel ausschließlich nur der Sorglosigkeit zum Opfer, die ihn seine stets erfolgreichen Verbrechen durch Jahre hindurch gelehrt hatten.

Während der ganzen Verhandlung gab es im Gerichtssaal nur einen Menschen, den nichts erregen zu können schien, und der immer gleichmütig sah und sprach, und das war Hopf. Man weiß nicht, war es Selbstbeherrschung, war es ein Nachlassen aller feilschen Kräfte, das all die Antworten auf die schlimmsten Beschuldigungen so gleichmütig und unbedarft herauskommen ließ. Zeugen und Zeugen traten gegen ihn auf, seine eigene Frau beschuldigte ihn des Mordversuchs an ihr, eingehend wurde dargestellt, wie jede Mordtat und der auf sie folgende Geldgewinn gerade zur rechten Zeit kam, um den mit Schulden Ringenden wieder einmal frei zu machen, aber Hopf erhob die Stimme kaum, wenn er sich verteidigte, er warb um kein Mitleid und um keine mildere Beurteilung, er war wie erstarrt, als sei alle Kraft aus ihm gewichen, seit die Verbrechen ans Tageslicht kamen und er nicht mehr links noch rechts aus dieser schrecklichen Reihe von lebenden und toten Zeugen ausbrechen konnte.

## Russenkultur.

Der Großfürst Konstantin Konstantinowitsch von Rußland hat ein religiöses Drama verfaßt. Es heißt „Der Judenkönig“ und ist vor einigen Tagen im Kassisch-Kühlen Theater der Eremitage in Gegenwart der Großen des Reiches“ probeweise aufgeführt worden. Das „Tageblatt“ ist in der beneidenswerten Lage, eine Analyse des Werkes zu bringen, die der Großfürst Konstantin höchstselber durchgesehen und zum Abdruck im „Berliner Tageblatt“ autorisiert hat.

Natürlich ist die ganze in Musik, Blumenstaub und Sonnenschein gekleidete, Prämienfülle durchdrungene Dichtung, die auf dem farbenglühenden Hintergrund des Orients das größte Drama der Weltgeschichte widerzuspiegeln sucht, das Werk eines Poeten. Alles in allem: ein poetisches Werk, in der Nähe des Thrones geboren, aber ein Werk fürs Volk!

Das Kokotjew-Interview ist überboten. Hurra! Man hat die Erinnerung an die Nihilisten, die der Zarismus dem geknechteten Volke bereitet hat, abgestreift wie ein unbequemes und unmodernes Gewand, die teuflischen Schrecken der Pogrome sind vergessen, man weiß nichts von den Folterungen Unschuldiger in russischen Gefängnissen, man erwärmt sich nicht mehr für das Schicksal der Verbannten und Verfolgten, aber man schmachtet nach der Ehre, einem Großfürsten zu Willen zu sein.

„Ein Werk, in der Nähe des Thrones geboren, aber fürs Volk bestimmt.“ Ein Erbauungsstoff für das gläubige Volk der „Tageblatt“-Abonnenten, aber nur eine Beschönigung jenes Volkes, das man im Kampfe um Menschenrechte unbedenklich sterben läßt.

# Hohenzollernbriefe.

In den patriotischen Märchenbüchern ist viel Schönes und Erbauliches zu lesen über die Feuertaufe, die sowohl Friedrich Wilhelm IV. als auch Wilhelm I. in dem Feldzuge von 1814 erhalten haben. Jetzt erschließt eine Briefsammlung\*) einen Blick in die Sinnesart beider Prinzen und ihrer Schwester Charlotte, der späteren Kaiserin, während obmüdester Feldzüge. Wenn der Herausgeber in der Einleitung sagt: „Die Originale der Briefe, die sämtlich bisher ungedruckt sind, beruhen (!) im Königlich Preussischen Hausarchiv; zu ihrer Veröffentlichung hat unieres Regierenden Kaisers und Königs Majestät Allerhöchste Genehmigung zu erteilen geruht: in dem ehrfurchtsvollen Danke hierfür wird mit dem Herausgeber jeder Leser dieser Hohenzollernbriefe sich eins fühlen“, so mag es doch noch sehr in Zweifel gestellt sein, ob gerade die monarchisch und hohenzollernisch gesinnten Leser des Buches sich zu besonderen Dankes- und Freudenbezeugungen auftraffen werden, denn im Grunde sind diese Hohenzollernbriefe nichts als eine ermüdende Fülle von Lappisfakten und Nichtigkeiten.

Der Gerechtigkeit halber sei allerdings erwähnt, daß die Schreiber der Briefe kaum dem Kindesalter entwachsen waren: bei Beginn der Korrespondenz, im März 1813, zählte der Kronprinz siebzehneinhalb, der Prinz Wilhelm sechzehn und die Prinzessin Charlotte gar erst vierzehndreiviertel Lebensjahre, aber da die Briefe als Wunderwerke der Veröffentlichung für wert gehalten werden, müssen sie sich auch eine Betrachtung mit kritischen Blicken gefallen lassen, so übel sie dabei megkommen. Schließlich sollte man ja auch erwarten, daß Kinder, die auf den sogenannten Höhen der Menschheit wandeln und deren ganze Erziehung darauf angelegt ist, sie zu Repräsentationsfiguren zu machen, früher reifen als andere, namentlich in Zeiten, da unter Blitz und Donner weltgeschichtliche Wandlungen sich vollziehen. Aber weit gefehlt! Nicht die Weltgeschichte lebt, sondern der Hofkutsch wuchert in der Gefinnung und in den Briefen dieser Hohenzollernprinzen.

Nicht einmal streift ihr Herz ein Hauch von der historischen Bedeutung dessen, was bei Leipzig und Waterloo entschieden wird; kaum einmal, daß die große Zeit einen großen Gedanken hinter ihrer Stirne weckt, und es ist wie ein einfames Frühlingsschweigen in einer Winterlandschaft, wenn die Prinzessin Charlotte 1814 schreibt: „Wenn die Franzosen leichtsinnig sind, so verdienen sie darum nicht unseren Haß. Wußt man nicht allen Nationalhaß vergessen, jetzt, da nur ein Feind der Menschheit ist? Es kann mir daher so leid tun, wenn ich so viele Menschen verbittert sehe gegen die französische Nation; wir leben ja in einer so schönen Zeit, daß man alles Bittere aus dem Herzen verbannen muß und nur eine Willie fühlen kann. . . . Wenn ich so allen Haß und allen Krieg von der Erde verbannen könnte, was gäbe ich nicht darum!“ Worte, die wohlthuend abstecken von dem wilden Vandalengeheul der ungewaschenen Deutschhämmer, die zu gleicher Zeit zu einem Vernichtungskrieg gegen alles Weishe aufrufen.

Dagegen ist der Grimm auf Napoleon bei den Briefschreibern groß. Nie wird er anders genannt als mit Schimpfnamen „Räppl“, „Fürst des Abgrundes“, „Satan“ sind die häufigsten, Charlotte klagt, daß der „kleine große Herr“ 1812 mit seinem verhassten Kiem die schöne Mailust in Dresden verstantert habe und als der Besieger von Waterloo nicht erschossen, sondern nach St. Helena geschickt wird, finden sich die beiden Prinzen mit der zartfühlenden Prinzessin im Gefühl äusrichtigen Nummers zusammen. Den Krieg betrachten sie denn auch mehr als eine Familienangelegenheit der Hohenzollern, und es ist schon viel, wenn sie ihre Freude äußern, daß einem Volke, nämlich den Franzosen, durch die Siege der Verbündeten, auch sein „rechtmäßiger Herr“, nämlich Ludwig XVIII. zurückgegeben werde.

\*) Hohenzollernbriefe aus den Freiheitskriegen 1813—1815. Herausgegeben von Hermann Franke. Verlag von S. Fiegel, Leipzig 1918.

Im übrigen ist nicht gerade viel vom Krieg die Rede und der Kronprinz, dessen Stil schon jetzt auf das genialisch Bigarre dieser widerspruchsvollen Natur hinweist, während der junge Wilhelm bereits nüchtern und pedantisch wirkt „wie ein vierzigjähriger Stabsoffizier“, der Kronprinz also beschwert sich gelegentlich, daß sie „abscheulichweit“ von allem seien, was Truppen heißt, „man hört kaum noch in der Ferne kanonisieren.“ Desto mehr sind die Prinzen im Vordertreffen, wo es sich um Balzer, Polonäsen und Quadrillen, um Diners und Soupers, um Komödien und Opern, um Bonbons und Parfüms, um Wachparaden und ähnlichen militärischen Krimskrams handelt, und die erschütternde Tatsache, daß der Zar Alexander der Frau des Marschalls Ney den Hof macht, stößt auf lebhafteres Interesse als die Kombinationen über die Neugestaltung der europäischen Länderkarte.

Ein Brief des Prinzen Wilhelm aus dem „Sündenpflanz“ Paris ist ein sprechendes Beispiel für die ganze tröstlos langweilige Gattung. „Papa“, heißt es darin, „ist seit ein paar Tagen unpaß; heute ist ihm das Gesicht geschwollen und er hat Zahnschmerzen. Ich bin wieder hergestellt. Heute sind wir beim Mahler (!) Berner gewesen, um seine Bataille von Marengo zu sehen. Man kann nichts Natürlicheres sehen von Schlacht. Montag heißt es kommt der König. Mittwoch giebt Stuart einen Ball, da werd ich denn auch die hiesige Beaumonde kennen lernen. Es sollen recht hübsche Gesichter mit unter sein, und Toilette außerordentlich, wie Ragner versichert. Der König Vater Papa läßt sich von Gérard ganze Figuren machen. Heute Abend gehen wir ins Theater des Varietés, wo wir unter andern les trois étages sehen werden. Das Theater ist förmlich in drei Teile geteilt.“ Und so weiter ohne Grazie ins Unendliche!

Was Prinzen und Prinzessinnen an politischen Neußerungen von sich geben, ist natürlich papageienhaft der Meinung ihrer Umwelt nachgeplappert. Deshalb spiegelt sich in diesen Briefen auch die ganze Abneigung der herrschenden Sippe gegen die Volksbewegung und insbesondere der Haß gegen die preussischen Offiziere, die wie der geniale Clausewitz 1812 nicht unter den napoleonischen Ablern sechten wollten und deshalb ihren Abschied nahmen. Daß die Russen „Mr. Clausewitz“ (!) ins Hauptquartier der verbündeten Armeen entsenden, findet Prinz Wilhelm „ein wenig stark“ und Charlotte berichtet empört dem Kronprinzen: „Gestern haben wir eine Schrift gelesen, welche so ist, lieber Fritz, daß man sie ganz verliessen sollte. Darin wird das Frechten gegen sein eigenes Vaterland als die größte Tugend geschildert und Tiedemann, Clausewitz und Consorten als die größten Ehrenmänner und Vaterlandsfreunde aufgestellt.“ Von Männern wie Scharnhorst und Gneisenau ist denn auch nur ganz flüchtig die Rede und des Freiherrn vom Stein wird in dem ganzen Briefwechsel nicht ein einziges Mal erwähnt!

Auch zu dem Heere haben die Prinzen kaum ein anderes Verhältnis als zu einer Schachtel Bleisoldaten, und wenn von Truppen lobend gesprochen wird, ist es allemal die Garde, Garde hinten und Garde vorn: die Prinzessin Charlotte darf sogar mit einer souveränen Nichtachtung des Kerns der Armee fragen: „Nicht war, für die G a r d e - Invaliden wird nach dem Frieden immer geforgt?“ Der Linie dagegen wird kaum gedacht und von der Landwehr heißt es nur einmal in einem Briefe des Prinzen Wilhelm vom August 1805 aus Paris, daß ihre Regimenter „abgerissen“ seien und nicht sehr gut auslügen — ganz wie der königliche Vater die Landwehren, die durch tausend Strapazen bis unter die Mauern der französischen Hauptstadt vorgebracht waren, abfertigte: „Schmutzige Leute! Sehen schlecht aus!“

Mit Bagatellen wie Volk und Vaterland geben sich natürlich Hohenzollernprinzen in ihrem Meinungsaustausch erst recht nicht ab. Oder doch: über die Begeisterung der Berliner im März 1813 äußert sich der Kronprinz nicht gerade hochachtungsvoll: „Soldat ein Gebrülle ist mir noch nicht dorgekommen“, und als er bei dem Heere in Sachsen weilte, berichtete er mit denselben Gefühlen über „Zapfenstreich mit Musik und Gebrülle“: „Ueberhaupt scheinen die Sachsen sehr

brülluftig gesinnt zu sein, denn auch die Dresdner, trotz des strengen Verbots der hochoblichen Immediat-Commission, brüllten, so oft wir uns en masse sehen ließen.“

„Brülluftige“ Untertanen werden denn vielleicht durch diese Hohenzollernbriefe zu neuen Brüllorgien begeistert werden.

# Aus dem antisemitischen Sumpfe

In der gesamten deutschen Presse wird man vergeblich nach einem zweiten Blatte Umschau halten, das so viele Wandlungen durchgemacht und so oft die Farbe gewechselt hat, wie die in kurzem das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens feiernde „Staatsbürger-Zeitung“, das Zentralorgan des Antisemitismus. Ihr Begründer, der alte Achtundvierziger Heldt, schied zwar bald aus der Redaktion aus, trotzdem aber hat die „Staatsbürger-Zeitung“ im großen und ganzen ihrem Programm treu und vertrat fast zwei Jahrzehnte lang eine linksliberale Politik. Hat sie auch niemals großen Einfluß ausgeübt, so war sie doch damals ein ernstes, angesehenes Blatt mit einem ziemlich bedeutenden Leserkreise.

Anfang der 70er Jahre entstanden dann mehrere liberale Presseorgane, die der „Staatsbürger-Zeitung“ eine scharfe Konkurrenz machten und sie in den Hintergrund brängten. Die Verlegerzahl sank ständig. Der Abonnentenschwund machte riesige Fortschritte, und im Jahre 1870 diskutierte eine Versammlung der Gesellschafter ernsthaft darüber, ob man das Blatt eingehen lassen sollte, da es doch nicht mehr lebensfähig sei. Schließlich einigte man sich dahin, die liberale Vergangenheit zu verleugnen — und es mit dem Antisemitismus zu versuchen, der seit etwa Jahresfrist seine ersten Wellen schlug.

Als liberales Blatt hatte sich die „Staatsbürger-Zeitung“ zur antisemitischen Bewegung ablenkend gehalten, eine Versammlung des Hospredigers Stöder als „Süd-er-Theater“ bezeichnet und die Hoffnung ausgesprochen, der „antisemitische Spuk“ möge bald ein Ende nehmen. Kaum vier Wochen später — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — verschrieb sie sich mit Haut und Haaren den Antisemiten.

Mit dem Programm- und Gesinnungswechsel nahm die Zeitung einen neuen Aufschwung, und unter Wochlers Leitung, der für ein „jude-reines Christentum“ kämpfte, stieg die Auflage nach und nach auf 28 000 Exemplare. Als „Moniteur Nilmardts“ hielt sich das Blatt auf dieser bis dahin nie erreichten Höhe; aber gleich nach dem moralischen Zusammenbruch des „Rektors aller Deutschen“ ging es wieder bergab; langsam zwar, aber stetig, zumal da den meisten Lesern die frumme Stöderische Richtung nicht behagte, die die „Staatsbürger-Zeitung“ unter dem verstorbenen Redakteur Dahsel, dem eigentlichen Leiter des Blattes, eingeschlagen hatte. Gegen den Ausgang des Jahrhunderts war das Häußlein Abonnenten derartig zusammengeschmolzen, daß die Zeitung wieder einen harten Kampf um ihre Existenz führen mußte.

Nun trat Herr Wilhelm Bruhn, der bis dahin ein freisinniges Blatt in Weihenstephan bei Berlin herausgab, als Gesellschafter in die „Staatsbürger-Zeitung“ ein und führte mit dem Gelde seines Schwiegervaters dem kranken Blatte wieder frisches Blut zu. Die Auffrischung erwies sich jedoch nicht als kräftig und nachhaltig genug, weshalb nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder die frühere Mutterere eintrat. Not macht erfindereich; was wunder, daß auch dem neuen Verleger eine Erleuchtung kam. Er kalkulierte also: wenn ich nicht gegen die Juden auf einen grünen Zweig kommen kann, so will ich es mit ihnen versuchen, dann geben sie auch der „Staatsbürger-Zeitung“ ihre Geschäftsangelegenheiten für die bisher vorenthalten haben. Diesen großartigen Gedanken setzte Bruhn auch in die Tat um, indem er die Redaktion anwies, alle Angriffe gegen die Juden zu unterlassen und jedem Artikel antisemitischen Inhalts die Aufnahme zu versagen. Die Spekulation auf den Geldbeutel der Juden schlug, wie vorausgesehen war, jedoch gründlich fehl. Sie hielten die Taschen zu.

Als der frühere Oberleutnant der Königsulanen, Freitag, der ein großes Portemonnaie besaß, in die „Staatsbürger-Zeitung

# Preußen.

O Gott, o Gott, Preußen!  
Unüberwindlich bist du,  
Und militärstark,  
Und auf Bajonetten und Pikelhauben  
Trägst du die Welt.  
Ich segne dich, schwarzweißes Preußen,  
Und halte den Bauch mir.  
Nicht etwa vor Lachen,  
Sondern nur,  
Weil er so dick wird  
Infolge der mäßigen Steuern,  
Der guten Verwaltung  
Und all der unzähligen Räte,  
So meistens geheim sind.  
Jegliches Ofenrohr,  
Jeglicher Rabel  
Und alle Stätten der Notdurft  
Werden besichtigt  
Von trefflich gebildeten Männern  
Im Gehrock und schwarzen Zylinder;  
Und solchergestalt fehlt es an nichts.  
Was aber inkünftig  
Dem Preußenland sollte ermangeln,  
Ach das verleiht ihm  
Die Gnade des Herrn  
Mit Hilfe der neuesten Kanonen.  
O sei mir gesegnet, du schwarzweißes Preußen!  
Wirf all' deine Räte  
Getrost auf den Herrn,  
Und läste mit Blut dich,  
Und sprich dann gelassen:  
„Suum cuique“.

# Zweimal totgeschlagen.

Der Herr Rechtsanwalt sah in seinem Sprechzimmer. Es dämmerte bereits. Er zündete jedoch das Licht nicht an, sondern starrte nichts denkend vor sich hin. Da öffnete sich leise, aber weit die Stubentür und ein Mann trat herein. Er kam ganz nahe an den Sessel des Anwaltes und stellte sich breit davor. Der Mann war gelblich im Gesichte. Seine Augen lagen tief in den Höhlen. Die Haare stiegen ihm lang und witz auf

die Stirne und um die Schläfen. Die weißen Lippen waren etwas auseinanderstehend und die Zähne kamen fließend zum Vorschein. Er trug einen schwarzen Gehrock und schwarze Hosen. Eigentümlicherweise aber war er barfuß. Die Nägel an den Fingern und den Fingern waren äußerst lang gewachsen. Der Mann streich sich durch die Haare und ganze Büschel davon blieben ihm an den Fingernägeln und zwischen den Fingern hängen. Er achtete dessen jedoch nicht. Mit einer matten Stimme, durch welche es manchmal wie leiser Hohn klang, begann er:

„Ich bin ein Totgeschlagener und suche mein Recht.“  
Der Rechtsanwalt nickte und setzte sich bequem in seinem Sessel zurecht, wie um sich den Fall vortragen zu lassen. Der Mann begann wieder:

„Ich bin ein zweimal Totgeschlagener.“  
Der Rechtsanwalt nickte noch lebhafter. Der Fall schien interessant, versprach etwas.  
„Das erste Mal, als ich totgeschlagen wurde, geschah es im Streit mit einem Nachbarn. Er schob mir eine Kugel da herein.“  
Der Mann knipfte seinen Gehrock auf, schob das Chemisette zurück — ein Hemd hatte er darunter nicht — und zeigte auf seine Brust. Eine schwarzbrandig aussehende Wunde war da zu erblicken, von der ein furchtbarer Geruch ausströmte. Er ließ die Wunde eine Weile lang besehen. Der Anwalt nickte sehr lebhaft. Dann schob der Mann das Chemisette wieder in Ordnung und knipfte langsam seinen Rock zu.

„Er hat gut getroffen. Ich war gleich tot. Mein Nachbar wurde verhasst und eine Unterjochung wegen Totschlags gegen ihn eingeleitet. Mir konnte das eigentlich sehr wurscht sein. Lebendig wurde ich dadurch doch nicht mehr. Ich war tot und begraben. Meinen Angehörigen konnte es auch gleichgültig sein. Ich — ihr Ernährer — war weg. Und ihr Leid wurde dadurch nicht behoben, daß sich der Staat nun anschickte, Sühne für den Totschlag an mir zu heischen.“

Der Rechtsanwalt riß den Mund auf und warf den Kopf zurück, als wolle er etwas sagen. Aber er nickte nur und sein Gesicht ließ ihn auch nicht zu Worte kommen. Mit seiner gleichmäßigen und monotonen Stimme fuhr er fort zu reden. Der Anwalt begleitete jeden Satz mit einem tastmäßigen Nicken.

„Meine Angehörigen — ich habe eine Frau, zwei erwachsene Töchter und einen Sohn von vierzehn Jahren — hatten ihrem Totgeschlagenern ein bißchen Achtung und ein gutes Andenken, vielleicht noch ein wenig Liebe bewahrt. Ich war kein anderer Mensch, als wie die große Mehrheit der Menschen ist. Hab' viel an meinen Kindern vernachlässigt und viel Ueberrüssiges an ihnen getan. Mit meiner Frau hab' ich gut gelebt, trotzdem wir uns manchmal gezankt haben und ich's mit der, wie man's nennt, ehelichen Treue nicht hoarscharf genommen habe. Aber ich hab' immer für die Reineigen gesorgt und im großen und ganzen hat es schon gestimmt, wenn es in der Treuerangeize geheißen hat: „Mein lieber Mann

und unser guter Vater.“ Freilich war dies nur richtig vom Standpunkte meiner Frau und der Kinder aus. Ich selbst hab' mich fast ein bißchen geschämt darüber.“

Der Anwalt tat einen mächtigen, fast ungeduldigen Ruck. Der Mann aber hielt ihn, wie beschwörend, die Hand entgegen und sagte lauter:

„Es kommt gleich!“ Dann nahm er seine Erzählung wieder auf:  
„Auch sonst war ich ein Mensch, wie die Vielen. Ich habe mich herumgestritten, hier und da ärger, als notwendig war; hab' meinen Jorn gehobt; meine Wut; war rochsüchtig und hab' auch manchmal zugeschlagen. Auch meinen Kausch hab' ich öfter gehabt. Ein ich damit nach Hause gekommen, so hat mich meine Frau rasch ins Bett gestopft, damit die Kinder nichts merken. Im Geschäft — na, ich hab' halt meinen Vorteil gesucht und, nicht wahr, jeder Vorteil gilt.“

Bei diesen Worten nickte der Rechtsanwalt sehr lebhaft.  
„So bin ich gewesen: Im großen und ganzen, wie's die heutige Welt ansieht, ein achtbarer und ehrenwetter Mann, denn ein gutes Geschäft hatte ich und etwas Vermögen habe ich hinter mich gebracht.“

Der Anwalt schien aufzuhorchen, nickte dann aber, wie befriedigt, weiter.  
„Und nun kam die Verhandlung gegen meinen Totschläger! Da werd' ich nun vor Gericht und vor der ganzen Welt splitternackt ausgezogen und geschunden, daß kein guter Fehen mehr an mir bleibt. Jeder Janz mit meiner Frau, den zufällig einer angehört hat, wird besprochen und behandelt. Jeder Kausch, den ich gehabt hab', wird vor Gericht breitgetreten. Jeder Streit wird ausführlich dargestellt. Daß ich manchmal mit anderen Frauen ein Techtelmechtel gehabt hab', wird durch Zeugen festgestellt und lange erörtert. Jede Kauferei seit meinem zwanzigsten Lebensjahr ist Gegenstand langer Auslagen. Daß ich im Geschäft hier und da einen über das Ohr gehauen habe, wird lang und breit erzählt. Kurz — ich werde als ein verkommenner, verlampfter und erbärmlicher Mensch bloßgestellt. Und das vor meiner Frau, vor meinen Kindern, vor aller Welt! Und hab' ich was getan, um so gestraft zu werden? Nicht das geringste. Ich bin moralisch totgeschlagen worden, weil mich einer körperlich totgeschlagen hat. Und nun frage ich Sie: War das notwendig? Ruhte das sein?“

Der Mann redete sich hoch auf und schien bis an die Decke hinauf zu wachsen. Der Rechtsanwalt begann die Augen weit aufzureißen, nickte aber immer nur noch mit dem Kopfe.  
„Ich sage es Ihnen.“ Kam die Stimme des Mannes fast oben von der Decke des Zimmers herunter. „ob mein Totschläger ins Gefängnis kommt oder nicht, ist mir wurscht. Aber daß ich bei der Geschichte erst recht totgeschlagen wurde, das ist eine Gemeinheits! Dagegen will ich mein Recht haben.“

Der Anwalt nickte sehr lebhaft und murmelte:



Glorreicher Sieg!

Nach den Londoner „Evening News“.

„G. m. S.“ eintrat und das Blatt wieder flott machte, wurde auch der Antisemitismus wieder in seine Rechte eingesetzt. Nach dem Ausschneiden Bruns holte sich Freitag als Chefredakteur den Bergtheater-Direktor Wähler. Beide verbannten jetzt das Christentum aus den Spalten der „Staatsbürger-Zeitung“, machten Propaganda für den allgermanischen Glauben und wählten sich ab, ihre frommen Leser, die von Döhl gelehrt waren, in Sitten den ersten protestantischen Heiligen zu sehen, zum Botanik zu belehren. Das gelang aber glänzend vorbei. Wähler, der ein guter Feuilletonist war, eignete sich nicht zum politischen Redakteur. Er drang mit der Erneuerung der Religion der alten Germanen nicht durch; merkte auf gar nicht, daß ihm Döhl entgegenarbeitete, und warf endlich beirgert die Platte ins Korn. Auch Freitag erkannte bald, daß die „Staatsbürger-Zeitung“ in unheilbares Siechtum verfallen und an Genesung nicht zu denken war. Deshalb überließ er sie ihrem Schicksal und suchte sich in Italien und Ägypten über den Verlust von etwa 60 000 Mark zu trösten, den er als Gesellschafter des Blattes erlitten hatte. Seine Mitgesellschafter trauerten folgenden Beträgen nach: Debo Müller 30 700 Mark, die beiden Kiodow je 14 400 Mark, Neundorff-Henze 34 000 Mark, Frau Bruhn 32 000 Mark, Wilhelm Bruhn 6500 Mark, Erich Kammer 10 000 Mark, und Rechtsanwalt Dr. Billy Hahn 10 000 Mark.

Der neue Geschäftsführer, Redakteur Erich Kammer, verkaufte die „Staatsbürger-Zeitung“ bald darauf an den Lizenziaten R u m m, den Schwiegersohn Söders, der als Kaufpreis die 54 000 Mark Schulden des Blattes übernahm. Lizenziat Rumm, der schon eine Zeitung, „Das Reich“, besaß, fütterte jetzt mit dem dem „Reich“ entnommenen Text die „Staatsbürger-Zeitung“, so daß diese zu einem sogenannten „kopflösen“ Blatt degradiert wurde. Sein „Reich“ aber war nicht von dieser Welt; es erlitt das Schicksal aller ganz überflüssigen Blätter: es mußte sein Erscheinen einstellen. Mit dem Hinscheiden des „Reich“ wäre auch der „Staatsbürger-Zeitung“ das Lebenslicht ausgeblasen worden, wenn sich ihrer nicht ein Käufer in der Person des Dr. Oesterreicher erbot und sie vor dem sicheren Tode bewahrt hätte. Nachdem er eine Zeitlang an dem „lebenden Leichnam“ herumkurier hatte und endlich einsehen mußte, daß auf Besserung nicht zu rechnen war, bekam er ebenfalls die Geschichte satt und verschickte die Zeitung an seine Angestellten, den Redakteur Buch-Buchow und den Expedienten Vode. Diese wollten nur noch die Weisheitsinschriften mitnehmen. Am 31. Dezember (1910) sollte das Blatt eingehen.

Wenig es soweit kam, fanden die neuen Besitzer in Hans Herzwig einen Teilhaber, der 30 000 Mark in die leere Kasse legte — ein Tropfen auf den heißen Stein. Denn eine täglich erscheinende Zeitung mit einer Auflage von nur 3000 Exemplaren und knapp einer Seite Annoncen ist nicht lebensfähig. — Infolge einer Spekulation, die jedoch hinterher schiefging, gründeten die Gesellschafter eine neue Firma: Verlag Deutsche Bürgerkunde G. m. b. H. mit einem Kapital von 30 500 Mark, auf das folgende Stammeinlagen übernommen wurden: Herzwig 20 000 Mark, Vode 8000 Mark, Buch-Buchow 4000 Mark und Kammer 500 Mark. Die „Staatsbürger-Zeitung“ erschien von da ab im Verlage der Deutschen Bürgerkunde G. m. b. H.

Jedesmal, wenn die Nächstebeteiligten glaubten, daß endlich der Zeitpunkt gekommen sei, wo das Blatt sein Erscheinen einstellen müsse, tauchten im letzten Augenblick immer wieder Helfer auf, die dem hoffnungslos daniederliegenden Patienten neue Lebenskraft einflößten. Als im Frühjahr 1912 der Verlag Deutsche Bürgerkunde alias „Staatsbürger-Zeitung“ mit seinen Mitteln zu Ende war, führte der Generalsekretär der konservativen Partei, Richard Runge, dem Unternehmen ein Kapital von 50 000 Mark zu. Runge, ein ehemaliger Volksschullehrer, dann freisinniger Stadtoberster von Schöneberg, hatte einen Willkürer, Herrn v. B., zur Vergabe des Geldes veranlaßt. Dieser wollte nicht selbst Gesellschafter der Deutschen Bürgerkunde werden, deshalb stellte er dem Runge die 50 000 Mark zur Verfügung, damit Runge Gesellschaftsrecht erwerbe. Diese Vergabe des Kapitals machten v. B. und sein geschäftlicher Berater, der Bankvorsteher des Schlesischen Bankvereins, Fritz Cuij in Breslau, von der Bedingung abhängig, daß Geschäftsanteile in Höhe von 10 500 Mark von den

bestehenden 30 500 Mark an Runge abgetreten würden, damit sich insgesamt 60 500 Mark Geschäftsanteile und damit die nach dem Gesetz und dem Gesellschaftstatut wesentliche Dreiviertelmehrheit in den Händen des Runge vereine. Diese Bedingung erfüllte Hertwig, indem er die Geschäftsanteile von Vode und Buch-Buchow, die inzwischen aus ihrer Stellung in der „Staatsbürger-Zeitung“ ausgeschieden waren, sowie von Kammer, der schon früher seinen Abschied genommen hatte, für insgesamt 600 Mark erwarb und an Runge abtrat. An Stelle des Vode war der Redakteur Johann Hermann Wille, aus Friedenau Geschäftsführer der Deutschen Bürgerkunde geworden und führte nach dem Eintritt des Runge mit diesem die Geschäfte gemeinschaftlich.

Einige Monate vorher hatte Hertwig dem Verlage ein bares Darlehen von 3000 Mark gegeben, wozu noch die von ihm aufgenommenen 500 Mark für die Ablösung der 10 500 Mark traten, so daß Hertwig insgesamt 3500 Mark persönlich zu fordern hatte. Runge zahlte dem Hertwig aber nur die Hälfte aus und steckte die andere Hälfte (1750 Mark) ein, und zwar angeblich für seine Bemühungen um die Beschaffung der 50 000 Mark. Ueber den Gergang dieser Sache hat Hertwig folgendes erklärt:

„Eidesstattliche Versicherung.“

Ich versichere an Eidesstatt folgendes:  
Ich hatte seinerzeit dem Verlag Deutsche Bürgerkunde G. m. b. H. („Staatsbürger-Zeitung“) ein bares Darlehen von 3000 Mark gegeben. Als bald darauf dieser Verlag sein Kapital um 50 000 Mark erhöhte und der Generalsekretär der deutsch-konservativen Partei, Richard Runge zu Friedenau, Biederste. 7, zum Geschäftsführer des Verlages ernannt wurde, zahlte er mir das Darlehen zurück, zog sich aber die Hälfte (1750 Mark) ab dafür, daß er mir das Darlehen wieder zurückzahlte. Runge suchte es später als Provision für die Beschaffung der 50 000 Mark darzustellen, was aber den Tatsachen nicht entspricht.

Er wollte mich sogar verleiten, daß ich dem Geldgeber gegenüber 5000 Mark, anstatt der wirklichen 3500 Mark, in Anrechnung bringen sollte und mich dann mit der Hälfte — 2500 Mark — begnügen sollte, worauf ich nicht einging.  
H. Hertwig, Rankwitz, Luisenstr. 26a.“

In einer früheren Erklärung schildert jedoch Runge den Gergang anders, und zwar ebenfalls eidesstattlich:

„... Herr Hertwig hatte mir vielmehr erklärt, daß er an die Gesellschaft Deutsche Bürgerkunde eine Forderung von 3500 Mark habe, und wir waren übereingekommen, daß ich die Hälfte dieser Summe als Lohn für meine Bemühungen erhalten sollte, wenn es mir gelänge, die Gesellschaft neu zu finanzieren und damit sein ganzes Geld zu retten. Herr Hertwig hatte mir aber verschwiegen, daß er sich selbst 2000 Mark von der Gesellschaft geborgt hatte. Das erfuhr ich erst viel später von Herrn Wille. Hätte mir Herr Hertwig seine wahren finanziellen Beziehungen zur Gesellschaft mitgeteilt, so hätte ich weder diese Provision angenommen, noch für die Auszahlung dieser 3500 Mark Sorge getragen. Es ist unklar, daß ich Herrn Hertwig für den Plan gewinnen wollte, sich 5000 Mark mit mir zu teilen... Herr Hertwig hatte mir sein Ehrenwort gegeben, über die Provision überhaupt nicht zu sprechen. Ich hatte dies gewünscht, weil ich nicht gewohnheitsmäßig Geld vermittele. Das Ehrenwort hat Herr Hertwig gebrochen...  
Friedenau, den 27. Oktober 1912.  
Richard Runge, Generalsekretär.“

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Widersprüche in den beiderseitigen Erklärungen zu lösen und zu entscheiden, auf welcher Seite die lautere Wahrheit steht.

Als „Generalsekretär“ der deutsch-konservativen Partei war Runge gesetzlich wie moralisch verpflichtet, seine Arbeitskraft ausschließlich dieser Partei zu widmen; er nahm dennoch den Posten des Geschäftsführers der Deutschen Bürgerkunde an, le-

„Ja, ja, Sie haben ganz recht. Ich werde Sie vertreten. Zahlen Sie, bitte, draußen dem Bureauvorsteher fünfzig Mark Vorschub —“

Da wurde die Stimme des Mannes fürchterlich: „Sie brauchen mich nicht zu vertreten. Sie nicht!“

Eine große Hand griff von oben herab und packte den Anwalt ins Genick. Dabei rief der Mann:

„Ich nehme mit mein Recht schon selbst. An ihnen nehm' ich's. Denn Sie haben mich vor aller Welt zum zweiten Male totgeschlagen.“

Damit stieß der Mann den Rechtsanwalt mit der Nase auf den Schreibtisch. Der Anwalt fuhr empör, rief sich die Nase und die Stirn entzündet um sich. Der Mann war verschwand. Leise strich sich der Herr Rechtsanwalt über die Stirn. Endlich kam er völlig zur Besinnung. Mit einem bedrückten und verlegenen Lächeln murmelte er vor sich hin:

„So ein Blödsinn! Es war doch meine Pflicht im Interesse der Verteidigung des Angeklagten.“

Schleunigst klingelte er nach Licht.

Sepp Dertex.

Was ist Unzucht?

Ja, was ist Unzucht?

Unzucht ist etwas, das „das Schamgefühl des normal empfindenden Menschen gräßlich verletzt.“

Abgesehen davon, daß der „normal empfindende Mensch“ (wie nahezu alle kategorisch rubricierenden Begriffe) nur in der Theorie existiert, und daß es an Unmöglichkeit grenzt, das Schamgefühl eines theoretischen Wesens zu verletzen — abgesehen davon ist doch das Abstraktum Schamgefühl etwas subjektiv Variables, für das eine Norm aufzustellen eine Utopie wäre.

Nicht im geringsten ist es aber meine Absicht, gegen die juristische Definition des Wortes „Unzucht“ zu polemisieren (das wäre Donauklotterie), sondern gegen die Anwendung dieses Begriffes.

Ich scheidet die in letzter Zeit vorgekommenen Konfiskationen harmloser Reproduktionen noch harmloser plastischer Bildwerke aus. Möge doch der Staatsanwalt K., der dies oder jenes als „unzüchtig“ empfindet, dessen „Schamgefühl“ durch das oder anderes „gräßlich verletzt“ wird, sich für den Tap der normal empfindenden Menschen halten. Möge er ignorieren, daß vielleicht produktive (dennoch abnorm empfindende) Menschen gerade diese Bildwerke vielleicht für ganz unangenehm züchtig halten (gibt es einen anderen Gegensatz zu „unzüchtig“? — das ist unwichtig). Denn: der Herr Staatsanwalt K. hat nicht Lust, sein „Schamgefühl“ fortwährend „gräßlich verletzen“ zu lassen, und weiter: der Herr

Staatsanwalt K. hat die Macht und das Recht, das abzustellen; also, warum sollte er es nicht abstellen?

Das ist unwichtig.

Gingegen hat sich das Folgende ereignet: In Frankfurt a. M. hat man eine Zimmervermieterin mit einem Monat Gefängnis bedacht. Warum? Sie vermietete (wohl zu beachten: mit Genehmigung der Polizei) an Prostituierte Zimmer. Daß nun in diesen Zimmern die Prostituierten nicht... wie können leben, dürfte wohl leicht ersehen. Aber es begab sich, daß ein „normal empfindender Mensch“ an einem der Fenster eines dieser Zimmer eine unbedeckte „Frauensperson“ (am Rande: ist es nicht unglücklich, daß der terminus technicus noch heute „Frauensperson“ lautet?) zu erblicken glaubte. Die Folge war, daß der „normal empfindende Mensch“ das tat, was der „normal empfindende Mensch“, dessen „Schamgefühl“ gräßlich verletzt wird, in seiner Lage tut: er denunzierte. In der Gerichtsverhandlung zeigte es sich, daß dem „normal empfindenden Menschen“ anscheinend eine optische Täuschung geschehen war. (Warum bestraft man die Menschen nicht, die hinter zugezogenen Gardinen unbedeckte „Frauenspersonen“ mittlern?)

Das Resultat also: ein Monat Gefängnis für die Zimmervermieterin. Dieweil es sich nämlich (wertwürdigerweise) herausstellte, daß die gebilligten Prostituierten in ihrer genehmigten Wohnung ihrem erlaubten Gewerbe nachgingen!

Welcher Fortschritt ist das jedenfalls! Vor nicht so langer Zeit nahm man noch den Standpunkt ein, daß Prostituierte, streng offiziell genommen, nicht existierten; und demgemäß natürlich auch keine Prostitution. Nun ist man zum mindesten doch schon so weit, zu sagen: wohl gibt es Prostituierte, aber es darf keine Prostitution geben.

Vielleicht, vielleicht dämmert eines Tages die Erkenntnis, daß es nur verständlich sei, wenn Prostituierte sich prostituierten... und daß irgendwo ein Hafen sein muß, wenn Behörden irgendwelchen „Frauenspersonen“ einen „Gewerbeschein“ ausstellen, sie aber mit allen Schikanen an der Ausübung ihres „Gewerbes“ zu hindern suchen.

Natürlich, sagt die Polizeibehörde, darf eine Wirtin an Prostituierte vermieten. Ja, aber, fügt der Gerichtshof (ergänzend!) hinzu, sie darf nicht der „Unzucht“ Vorschub leisten.“

Vergeblich sucht man hier nach Konsequenz. Ist nicht, genau genommen, schon das Verbot von Prostituierten „Vorschub leisten“? Und: welcher „normal empfindende Mensch“ wird „in seinem Schamgefühl“ gräßlich verletzt, wenn irgendwo irgendwelche Dinge geschehen, die er nicht sieht, von denen er nichts hört, und die, das ist das Wesentliche, offiziell nicht verboten sind?

Duldet nicht jede Polizeibehörde, die Prostituierte duldet, die „Unzucht“ „Leisten“ sie ihr nicht „Vorschub“? Da ist dann eine höhere Instanz, die noch „normaler empfindet“, als jene Polizeibehörden...

Grenzt es nicht an Gefühlosigkeit, wenn etwas, das von der einen Seite indirekt bewilligt wird, von der anderen Seite direkt revoziert wird?

Das ist analog der Art, wie Konfiskationen „unzüchtiger“ Kunstwerke erledigt zu werden pflegen: der Angeklagte hat nachzuweisen, daß er nicht objektiv „unzüchtig“ gehandelt zu haben sich bemüht war. (Das gelingt ihm in den meisten Fällen entweder selbst oder mit Hilfe von Sachverständigen.) Hier liegt nun wiederum die Gefühlosigkeit: objektive „Unzüchtigkeit“ (also wieder etwas nur in der Theorie Existierendes) wird verfolgt, nachweisbar objektive „Unzüchtigkeit“ kann nicht bestraft werden. Vergeblich sucht man auch hier nach Konsequenz.

Was ist Unzucht?

Keats, tatsächliche, evidente Vergehen, als da sind: Mord, Totschlag, Diebstahl usw. können (und sollen) bestraft werden. Zustände, abstrakte Dinge, Irreales kann man nicht „bestrafen“. Wenn Grenzen, Normen, Definitionen fehlen und unmöglich sind, ist jedes Vergehen nach Paragrafen ausgeschlossen, zumal, um nur ein Beispiel zu nennen, etwa Oskar Wilde's „Bildnis des Dorian Gray“ (im gesetzgeberischen Sinn) weitaus „unzüchtiger“ ist als die „unzüchtigen“ Delikte eines Dupend's notorischer Exhibitionisten.

Soll man grüßen?

Ein Erlebnis im Eisenbahnabteil.

Ich sah zuerst im Abteil. Dann stieg ein Herr mit einem Zylinder ein.

„Ich will sehen, ob der grüßt“, dachte ich. Nein, er grüßte nicht. Dann kam ein Geschäftsfreisender herein, sah uns mit einem leeren Blick an und grüßte nicht.

Ein Leutnant in Zivil war der nächste. Man sah es an der Haltung. Ein Gruß? Nie! ihm nicht ein.

Dann kam eine halbe Stunde Schweigen, nichts als Schweigen. Das Schweigen hing aus unseren Augen lästendelnd in die Höhe. Das Schweigen hing in diesen Wollen an der Decke. Das Schweigen schlug sich an die kalten Fensterhebeln und rann in zähen Tropfen auf tieferen Gleisen.

Auf einmal kam ein Gespräch zustande. Es betraf das Grüßen: Soll man grüßen, wenn man in ein Abteil tritt?

Alle waren einig: Nein, man grüßt nicht.

„Es wäre Beleidigung“, sagte der Herr, dessen Zylinder leicht im Regen oben schaukelte.

„Es gehört sich nicht“, sagte der Leutnant in Zivil.

„Man grüßt nur Leute, die man kennt“, sagte der Reisende.

„Und dann haben sie alle auf mich.“

„Und Ihre Meinung?“ fragte der Reisende.

Da stieg ein Mädchen ein. Es sah frisch und fröhlich aus, sah uns unbefangen an und sagte „Guten Tag“. Worauf der Zylindermann, der Leutnant, der Geschäftsfreisende und ich freundlich nickten und aus einem Munde sagten: „Guten Tag“. Fritz Müller.

Willigte sich ein monatliches Gehalt von 200 Mark und warb auf seinen konservativen Agitationsreisen der „Staatsbürger-Zeitung“ Abonnenten, zum großen Aerger des „Reichsboten“ und anderer konservativer Blätter, die zu dem Gehalt und den Speisen des Generalsekretärs ihren Teil beizutragen haben. Er führte in der „Staatsbürger-Zeitung“ ein frammes Regiment und gab den Redakteuren von oben herab Direktiven. Zum großen Aerger der Redakteure besah nämlich der Herr Generalsekretär den krankehaften Ehrgeiz, für einen politischen Schriftsteller gelten zu wollen. Er verlangte von den Schriftleitern, seine kurios zurechtgestrichenen „Leitartikel“, die er obenrein mit seinem vollen Namen unterzeichnete, abzurufen.

Nach zwei Monaten war die Lage wieder unhaltbar geworden und Herrwig und Wille erklärten ihm unumwunden, daß sie nach Befreiung von der Provisionsgeschichte und im Hinblick auf seine Vergangenheit nicht mehr mit ihm zusammenarbeiten wollten und ihn ersuchten, seinen Geschäftsführerposten niederzulegen. Runge tat dies auch und trat seine Anteile, die in Höhe von 10 500 Mark handelsgerichtlich eingetragen waren, an den Bankdirektor Quib ab, dem Bevollmächtigten des Herrn v. W.

Nach dem Ende Juni erfolgten Ausscheiden des Runge blieb nunmehr der Chefredakteur Johann Hermann Wille alleiniger Geschäftsführer, dem jetzt die Pflicht oblag, dem Quib über alles Geschäftliche, insbesondere über das Kassieren fortlaufend Bericht zu erstatten. Dieser Verpflichtung entzog sich aber Wille, zumal jede eigentliche Kontrolle fehlte.

Herrwig brauchte selbst größere Summen und hatte schon einen Teil seines Gehalts als Vorkauf entnommen, und da auch sein eigener Schwager, der Rechtsanwalt Dr. A., Darlehen aus der Geschäftskaufe der „Staatsbürger-Zeitung“ erhielt, so durfte er es mit Wille nicht verderben. Quib aber war insofern machtlos, als er mit seinen Anteilen (10 500 Mark) gegen die Anteile des Herrwig (20 000 Mark) nicht aufkommen konnte; denn die 50 000 Mark Kapitalerhöhung waren noch nicht im Handelsregister eingetragen. Am 28. März 1912 war zwar die Eintragung beschlossen worden und am 24. April erfolgte auch durch Herrwig und Wille die Anmeldung des Erhöhungsbeschlusses. Wille zahlte aber den vom Register verlangten Kostenvorschuß nicht ein, und schließlich zeigte er dem Gericht unter dem 13. September an, daß der Erhöhungsbeschluß rückgängig gemacht sei. Herrwig und Wille hatten nämlich am 12. September eine „Gesellschafterversammlung“ abgehalten, auf der 10 500 Mark Geschäftsanteile (Quib) nicht geladen und nicht vertreten waren, und in der die Aufhebung des Erhöhungsbeschlusses „beschlossen“ wurde.

Allerdings wußten wohl Herrwig und Wille, daß Quib die Eintragung der Kapitalerhöhung erzwingen konnte. Um ihm aber die Dreiermehrheit für diesen Fall zu nehmen und dadurch die Auflösung der Gesellschaft zu verhindern, verfielen sie auf den Trick, die Behauptung aufzustellen: Die 10 500 Mark seien eine Provision gewesen, die dem konservativen Generalsekretär Runge für seine Bemühungen um Beschaffung der 50 000 Mark gewährt worden wären; er sei deshalb nicht berechtigt, als Gesellschafter der Deutschen Bürgerkunde aufzutreten und in dieser Eigenschaft Handlungen vorzunehmen. Sie wollten deswegen beim Gericht den Antrag, mittels einer einstweiligen Verfügung dem Runge (und damit auch seinem Rechtsnachfolger Quib) die Gesellschaftsrechte zu nehmen. Mit dieser juristischen Ungeheuerlichkeit fielen sie jedoch gründlich hinein. Schließlich verfielen alle Anträge und Wille mußte am 21. November die Geschäftsdräume am Hofenplatz verlassen.

Die Deutsche Bürgerkunde G. m. b. H. trat sofort in Liquidation und verkaufte die „Staatsbürger-Zeitung“ an den bekannten Führer der „Gelben“, den Redakteur Ledius, der sie am 1. Oktober 1913 übernahm.

## Vom Jahrmarkt des Lebens.

### Wir verzeihen!

Das „Berliner Tageblatt“ vertritt in glücklicher Vereinigung zwei Richtungen. Im Morgenblatt findet man eine sanft säuselnde liberale Tendenz, die nur dann stärkere Töne nach rechts anschlägt, wenn sich die Redaktion der fatalen Tatsache erinnert, daß trotz allem Wohlverhalten es noch immer nicht möglich ist, daß jüdische Mitbürger in Deutschland Offiziere werden. In der mehr für den Straßenverkauf bestimmten Abendausgabe aber kommt eine radikal abgetönte liberale Politik zu Worte. Dabei ist der Redaktion vor einigen Tagen das Mißgeschick widerfahren, daß ein selbst für das Woffelblatt etwas saftig geratener Angriff auf den „Vorwärts“, der offenbar für die sanft säuselnde Ausgabe bestimmt war, in den Spalten der radikal abgetönten Nummer erschien.

Doch ein Unglück bleibt selten allein. Die mit Woffelchem Wig stilisierte Notiz, in der der „Vorwärts“ als Bödelblatt bezeichnet wurde, das an gewisse Standaßblättchen erinnere — Woffel hat die Inseratenplantage dieser Standaßblättchen noch nicht gepachtet — hat die freundige Zustimmung einer verwandten Seele gefunden. Der „Allenstein Zeitung“, einem unter freikonservativer Flagge segelnden amtlichen Kreisblatt ältester Art, hat das Woffelgeheul so gut gefallen, daß sie die Notiz in ihrer Nummer vom 15. d. M. als freikonservativ Meinung ohne Angabe der Quelle wortwörtlich nachdruckt.

Das Unglück betreibt uns doch, dem Woffelkonfortium trotz aller Differenzen unser herzlichstes Beileid auszusprechen. Wenn dem leitenden Redakteur schon ein Lapsus passierte, so hat er nicht gestraft werden.

### Der Spürhund.

Ein Drama, wie nur das Leben es spielt, rollte sich letzte Woche vor den Schranken des Berliner Schwurgerichts ab. Ein vom Schicksal arg zerschlagenes junges Mädchenkind ist freigesprochen worden; wohl selten wurde ein Urteil mit so großer Befriedigung aufgenommen. Das arme Wesen, das sich wegen Meineides zu verantworten hatte, ist ein Opfer doppelter Niedertracht. Vom Arbeitgeber verführt, wird es Mutter. In der größten Not versucht ein menschlicher Spürhund, ein Detektiv, es mitleidig zu machen. Er schlängelt sich in Gestalt eines feurigen Liebhabers an das arme Ding heran, erwidert in dem Mädchen Hoffnungen, daß nach alles besser werde und erpreßt ihm die Aufgabe, die er braucht. Als treue Schilfin bei diesem Schurkenreich steht ihm seine holde Gattin talbereit zur Seite. Sie weint unter der Maske der mitleidigen Freundin Arosoditäten und segnet den vermeintlichen Liebesbund zwischen ihrem Manne und der gemeinsamen Beiden.

Und noch eine robuste Natur agiert in dieser Kaskade: der Arbeitgeber des Detektivs Bruno Hoffmann, der Detektiv Karl Graeger. Ihm erscheinen solche Lumpereien Selbstverständlichkeiten. Er entzündet sich als Zeuge mit dem Ausspruch: „Ich weiß, daß noch ganz andere Sachen gemacht wer-

den. Ich bin lange bei der politischen Polizei gewesen und habe es da auch nicht anders gelernt!“

Als wir früher wiederholt darauf hinwiesen, daß Beauftragung der politischen Polizei ungläubliche Niederträchtigkeiten und Treubrüche begangen hätten, als in den Parlamenten öffentlich Anklagen gegen Beamte und Beauftragte der politischen Polizei erhoben wurden, hat stets der Polizeiminister seine schützende Hand über die Angeklagten gehalten und die Anklagen als Ausflüsse politischer Gegnerschaft erklärt. Sind solche Dinge, wie sie der Detektiv Graeger andeutet, bei der politischen Polizei gang und gäbe, so ist es höchste Zeit, daß der Augiasstall ausgekehrt wird. Die Abgeordneten aber, die auch in Zukunft der politischen Polizei die Geheimfonds bewilligen, machen sich mitschuldig, wenn mit den Geldern des Volkes Menschenleben geschlagen werden.

## Die Nationalspende.

Unsere neuliche Anregung, zur besonderen Ehrung des durch das Straßburger Kriegsgericht so glänzend rehabilitierten Leutnants v. Forstner eine Nationalspende zu eröffnen, hat in unserem Leserkreise den erwarteten Anklang gefunden. Ein königlich preussischer Beamter a. D. übermittelte uns unter dem Motto: „Wenig, aber mit Liebe“ den Betrag von 0,01 M., über den wir hiermit dankend quittieren. Die Verwendung des Fonds hängt natürlich von den weiter einlaufenden Summen ab. Wir können daher dem Spender des ersten Beitrages auch nicht mit Sicherheit versprechen, ob sein gutgemeinter Vorschlag, aus dem Fonds ein „Mutterinstitut zur gemischten Reinigung von Unterhosen“ zu errichten, durchgeführt werden kann. So hochstehende Pläne hatten wir bei Einbringung unseres Vorschlages allerdings nicht gehabt. Uns schwebte vielmehr die Ueberreichung eines Ehrensäbels mit dem zeitgemäßen Wahlspruch „Bravo! Immer feste drauf!“ vor.

## Der Offizier als Prügelmesser.

Welche Annahme unseren Edelsten und Besten innewohnt, zeigte wieder einmal eine Kriegsgerichtsverhandlung gegen den Oberleutnant Wolf v. Ehrenstein vom Infanterieregiment Nr. 17 in Oshag. Der Herr Oberleutnant verlebte seine Sommerferien auf dem Gute seiner Schwiegermama, der Frau v. Craushaar in Langen-Hennersdorf. Eines Tages mußte ein vierzehnjähriger Junge von den Obsidanten der Gutsderrin einige Früchte, die er sofort verzehrte. Die in ihrem Verhöre schwer geschädigte Edelfrau ging, als ihr das gemeldet wurde, mit ihrem Schwiegerohn nach dem Hause des Gutsderrers, wo der Junge Botendienste verrichtete, packte ihn und zog ihn in den Hausflur. Jetzt trat der Herr Oberleutnant in Funktion. Er schlug dem Jungen zuerst mit den Händen wiederholt ins Gesicht und auf's Gesicht. Aber die Züchtigung war nach Ueberzeugung des Herrn Oberleutnant Wolf v. Ehrenstein noch nicht genügend. Während die Schwiegermama festhielt, verabreichte der Herr Schwiegerohn dem Jungen mit einem dicken Spazierstock 10 bis 15 kräftige Schläge auf's Gesicht. Die erzieherische Tätigkeit des Kriegers hatte den Erfolg, daß der Junge blutete. Nachdem das Schöffengericht die Frau v. Craushaar bereits zu 50 Mark Geldstrafe verurteilt hatte, machte der Herr Oberleutnant jetzt noch vor dem Kriegsgericht geltend, daß er sich für berechtigt gehalten habe, den Prügelmesser zu spielen; er habe nur im Auftrag seiner Schwiegermutter gehandelt, der als Gutsderrin ganz bestimmt das Züchtigungsrecht zustand! — Das Kriegsgericht hatte aber kein Verhängnis für die mittelalterlichen Rechtsgrundsätze des deutschen Kriegers; es verurteilte ihn zu 100 Mark Geldstrafe.

Wie denkt der sächsische Herr Kriegsminister über die Schmeichelei des Herrn Oberleutnants? Ist auch er der Meinung seines preussischen Kollegen, daß die Armeesolcher jungen pflichttreuen Führer dringend bedarf?

## Selbsterkenntnis.

Eine ganz außergewöhnliche Ehrlichkeit zeigt eines der reaktionären Organe, die „Eldersfelder Zeitung“. In einer Polemik mit unserem Eldersfelder Bruderblatt über die Zabermer Vorgänge schreibt sie:

„Unter dem Gesichtspunkt des „Deliriums“ werden wir auch alle weiteren Auslassungen der „Freien Presse“ in der Zabermer Angelegenheit betrachten, und erst, wenn nach einwandfreiem ärztlichen Ausweis an Stelle des Deliriums wieder einigermaßen normale psychische Zustände getreten sind, das edle Sozialienmorgen wieder als journalistisch behandelungsfähig ansehen.“ Die Karnavalzeit muß in der Redaktion des nationalen Blattes ja geradezu furchtbar wirken. Können wir, daß die chronische Alkoholergiftung wenigstens mit dem Aschermittwoch geheilt wird.

## Spiel und Sport.

### Schlittschuhsport.

Endlich wieder einmal ein Winter, der auch unsere Flüsse und Seen mit Eis bedeckt. Der älteste Wintersport, der Schlittschuhlauf kommt wieder zu Ehren. Kein Sport ist so populär. Aber auch bei keinem legt man auf das Gerät so wenig Gewicht. Nicht nach dem Zweck, sondern nach dem Aussehen kauft man Schlittschuhe. „Bernickel“ oder „nicht bernickel“ ist die erste Frage, wenn man sich beim Eisenhändler oder im Warenhaus die unter irgendeinem nichtselbständigen Phantasiennamen angebotenen Schlittschuhe vorlegen läßt. Aber nicht die Bernickelung, sondern die Gestaltung der Lauffläche ist das wichtigste für den Schlittschuhläufer. Die Form des Eisens muß verschieden sein je nachdem, ob man auf Seen und Flüssen weite Touren unternehmen, ob man dem Schnelllauf pflegen oder auf kleinen Kunstbahnen Kreise und Figuren ziehen will.

Zum Touren- und Schnelllauf braucht man linealgerade Gleitflächen, die sich nur vorn mehr oder minder hoch erheben. Das gegebene Modell sind die holzbeschlagenen „Holländer“ oder „Fricken“, eventuell — namentlich für das Schlittschuhsegeln — die langgestreckten stählernen „Schweden“. Die Gleitfläche sei für unter weiches Eis breit, nur für hartes Eis schmal geschliffen. Die Hohlkehle früherer Jahrzehnte ist zu verwerfen. — Namentlich für die Schulkinder kommt mehr der Aufenthalt auf der Kunsteisbahn in Frage und damit ein anderes Schlittschuhmodell. Hier gleitet man nicht geradeaus, sondern in schnellen Wendungen dahin. Für diesen Zweck ist besser ein gebogener Lauf. J. A. Lion Payne, einer der berühmtesten Eisläufer für alle Zeiten, gewissermaßen der Rögoud des Eislaufes, der die unglücklichsten Pirouetten, Sprünge und Tänze auf dem Eis vollführte, hat genau die Form des Bogens festgelegt, den die Lauffläche eines guten Kunstlauf-Schlittschuhes haben muß. Man messe

die Länge des Beines von der Kugel im Hüftgelenk an bis auf den Fußboden mit einer Schnur. Mit derselben Schnur ziehe man nun einen kleinen Kreisbogen von der Länge des Schlittschuhlaufes, wobei die Entfernung zwischen Gelenkugel und Fußboden den Halbmesser des Kreisbogens bildet. Die so erhaltene Kurve ist die beste für den Lauf eines Schlittschuhes, der dem Kunstlauf oder dem Lauf auf der Kunsteisbahn dienen soll. Mit anderen Worten: der Schlittschuh eines Erwachsenen muß eine flachere Kurve aufweisen als der eines Kindes; der eines kleinen Kindes muß stärker nach vorn und hinten in die Höhe streben als der eines größeren.

Die Befestigungsart des Schlittschuhes ist von sekundärer Bedeutung. Wer sich's leisten kann, hat ein Paar besonderer, juchtenleberner Stiefel, an welche die Schlittschuhe angeschraubt sind. Man wechselt dann zum Zwecke des Schlittschuhlaufes die Schuhe. Das kommt aus pekuniären Gründen jedoch nur für wenige in Frage. Gut ist auch eine Befestigung mit im Absatz eingelassener Platte. Die diversen Schnappvorrichtungen mit Federn betrachte man mit Mißtrauen. Besser sind Schrauben, Dornen und Riemen, die namentlich bei den Holländern und Friesen noch in großem Ansehen stehen.

Und nun hinaus auf die spiegelblanke Bahn, hinaus auf Flüsse und Seen: „Gut Eis!“

### Fußballresultate.

Freie Sportvereinigung (Alle Herren) gegen Fichte 8, 8:1 für Fichte 8. Fürstenwalde gegen Fichte 10, 2:2. Fichte 18 gegen Fichte 9, 4:1 für Fichte 9. Fichte 4 gegen Panitzsch, 6:1 für Panitzsch. Reutbahn gegen Oberspreewitz, 2:0 für Reutbahn. Rummelsburg gegen Müllig Borna, 5:1 für Rummelsburg. Fichte 7 gegen Fichte 8, 6:2 für Fichte 8. Fichte 3 gegen Borussia, 3:0 für Borussia. Weikensee gegen Borna, 4:0 für Weikensee. Neu-Helland gegen Spandau, 6:3 für Neu-Helland. Schönberg gegen Viktoria 6:1, für Viktoria. A.S.C. gegen Alemannia, 6:1 für Alemannia. Victoria gegen Fichte 12, 5:2 für Fichte 12. Tempelhof-Mariendorf gegen Zehlendorf, 5:2 für Tempelhof (vom Schiedsrichter abgebrochen).

## Aus aller Welt.

### Eine dringliche Forderung.

Der Geburtenrückgang macht nicht nur unseren Regierenden schwere Sorgen, auch die katholische Geistlichkeit wittert mit allen Himmelsstrafen gegen die aus der sozialen Not geborene Erscheinung, die wahrscheinlich sofort verschwinden würde, wenn wir unter menschenwürdigen Umständen lebten. Erst dieser Tage wieder haben die in Guldä zu einer Konferenz versammelten Bischöfe in einem reichlich langen Hirtenschreiben alle Register der Empörung ob des frevelhaften Beginns auch vieler katholischen Ehegatten gezogen. Es heißt in dem Schreiben:

Ihr wisst, Geliebte, daß die Ehe nicht nur ein Privatvertrag zwischen zwei Menschen ist, nicht nur eine wichtige bürgerliche Einrichtung, sondern ein Lebensbund, den der allmächtige Gott zugleich mit Erschaffung des Menschen gestiftet, den er schon im Paradiese gesegnet und mit seiner Schöpferkraft gesegnet hat. Diesen Lebensbund hat Jesus Christus in seiner Kirche zur Würde eines Sakraments erhoben. Es ist nun nach des Apostels Wort ein großes Geheimnis, aber in Christus und in der Kirche (Eph. 5, 32), selber ein Abbild der unzerbrechlichen Vereinigung des Gottmenschen mit seiner Kirche.

Das aber ist der Hauptzweck der Ehe: durch die unauflösbare Lebens- und Liebesgemeinschaft der beiden Ehegatten eine Familie zu gründen, in welcher das Leben zu spenden, die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, den Fortbestand der Kirche und des Staates zu sichern.

Allen denen aber, die hochbeinig genug sind, selbst nach der bischöflichen Ermahnung in passiver Resistenz zu verharren, wird folgendes angedroht:

Wenn aber, was Gott verhüten wolle, katholische Eheleute so verstockt und verblendet wären, daß sie dem göttlichen Gebote den Gehorsam verweigern, unserer Mahnung Ohr und Herz verschließen und auf solchen bösen Wegen weiterwandeln, so mögen sie wissen, daß sie dadurch sich selbst vom Empfang der hl. Sakramente ausschließen; denn solange sie in ihrer Sünde verharren, können sie der Losprechung nicht teilhaftig werden.

Da man ja nun leider noch nicht genügend geistliche Genarmen hat, um am Ehebett die reguläre Vegetation kontrollieren zu können, erlauben wir uns vorderrhand einen Vorschlag. Wie wäre es, wenn man das Ehelibet aufhobe? Wenn das manchmal auch inoffiziell heute schon geschieht, würde es doch wahrscheinlich eine recht befruchtende Wirkung auf die Volkstermehrung ausüben.

### Im Schneesturm gescheitert.

Ein schweres Schiffsunglück hat sich nach einer Meldung aus Cetta am Sonnabendabend im Golf von Lion zugetragen. Die kleine französische Dampferhülle „Marguerite-Marie“, auf der sich 15 Mann Besatzung befanden, scheiterte in einem furchtbaren Schneesturm. Die Rettungsboote wurden über Bord gespült. Die drachtlosen Hilferufe des Dampfers wurden von keinem Schiffe aufgenommen. Der Kapitän beschloß im Augenblick der höchsten Not, die ganze Besatzung in das noch übriggebliebene Rettungsboot steigen zu lassen und auf diese Weise zu versuchen, die Küste zu erreichen. Infolge des hohen Wellenganges schlug das Boot um. Neun Personen ertranken; die übrigen sechs mußten sich mehrere Stunden lang in dem eiskalten Wasser an dem Rettungsboot festklammern, bis zufällig ein schwedischer Dampfer vorbeikam, der die Schiffbrüchigen aufnahm.

### Der Rattensturm.

Entsetzen herrschte am Sonnabend unter den Frauen des Neuhauser Vororts Flushing. Schreiend flüchteten sie in die Häuser ob des unerwarteten Besuchs, den ein Ratten- und Mäuseheer der Stadt abhattete. Eine riesige Plutwelle hatte die Tiere aus ihren Höhlen in der Flushingbucht vertrieben und zu Tausenden ergoß sich der Rattenstrom in die Stadt, wo er sich besonders den Laden eines Kaufmanns als Zufluchtsort ausgesucht hatte. Käuferinnen und Verkäuferinnen flüchteten und auch dem männlichen Personal blieb nichts anderes übrig, als der großen Heermacht das Feld zu räumen. Auch einem verstärkten Aufgebot gelang es nicht, die Tiere zu verschrecken und erst die herbeigerufene Feuerwehr war in der Lage, den Plag zu säubern. Immerhin wird man in Flushing noch lange gegen den kleinen Feind zu kämpfen haben.

### Reine Notizen.

Die Kälte in Spanien. Die für den sonnigen Süden abnorme Kälte und der starke Schneefall hat im ganzen Lande schwere Folgen gezeitigt. Eine Anzahl Dörfer ist durch den Schneefall vollkommen von der Außenwelt abgeschnitten. Ueber das Schicksal der Bevölkerung ist man sehr beunruhigt. Auf den Feldern hat man Leichen erfrorener Arbeiter gefunden. In Madrid betrug die Temperatur 10 Grad unter Null, in Saragozza sogar 16 Grad unter Null.